Geschichten für Kinder und Solche welche Kinder lieb haben



Kurze Geschichten.

I.

von

Johanna Spyri

Gotha

Friedrich Andreas Perthes.





Grimme & Hempel, Leipzig.

Spyri, Kurze Geschichten I. S. 44.

Kurze Geschichten

für Kinder

und

auch für Solche, welche die Kinder lieb haben.

Von

Johanna Spyri.

Erster Band.

Siebente Auflage.

Mit 5 Bildern.

Gotha.

Friedrich Andreas Perthes.

[18[illegible]]



Spyri, Kurze Geschichten I. S. 4

Kurze Geschichten

für Kinder

und

auch für Solche, welche die Kinder lieb haben.

Von

Johanna Spyri.

Erster Band.

Siebente Auflage.

Mit 5 Bildern.

Gotha.

Friedrich Andreas Perthes.

(1896)

Inhalt.

Kapitel I.

Beim Weiden-Joseph.

Wo schöne, grüne Weidenhügel sich erheben, einer nach dem andern, und zwischendurch die Thaleinschnitte von schimmernden roten und blauen Sommerblumen bedeckt sind, liegt das Dörfchen Altkirch. Das saubere, weiße Kirchlein mit dem roten Turm und die hölzernen Häuser ringsherum liegen vor allen Winden geschützt im grünen Grunde, denn im Rücken des Dörfchens und von beiden Seiten steigen die Hügel empor und nur die Vorderseite ist frei und offen. Diese schaut zu der grünen Höhe des Rechbergs hinüber, auf deren Gipfel, von Wald umkränzt, ein anderes Dorf mit seinen weißen, steinernen Häusern weithin schimmert, das, gleich der Höhe, den Namen Rechberg trägt. Zwischen den Höhen durch rauscht der wilde Zillerbach dahin und bringt von seiner Fahrt aus den Bergen herunter viel Holz und Steingeröll in den trüben Wellen mit. Von Altkirch zum Rechberg hinüber führt eine Fahrstraße, aber die hat einen weiten Weg zu machen.

Erst führt sie im Zickzack den Berg hinunter bis zum Zillerbach, dann über die alte, gedeckte Brücke und jenseits wieder im Zickzack hinauf bis zum Dorfe Rechberg, im ganzen wohl gegen zwei Stunden lang. Kürzer und viel lieblicher ist der schmale Fußpfad, der mitten über die Höhe hin zum Zillerbach hinunter führt, gerade auf den schmalen, hölzernen Steg zu, der hier über den reißenden Bach geht. Der Steg ist so schmal, daß nur eine Person auf einmal darüber gehen kann, und es ist gut, daß auf beiden Seiten Lehnen angebracht sind, so daß man sich festhalten kann, denn der leichtgebaute Steg zittert und schwankt bei jedem Tritte so sehr, daß den Wanderer ein ganz unsicheres Gefühl befällt bei diesem Übergang.

Weit und breit ist keine Behausung zu sehen auf all' den grünen Hügeln rund umher, nur auf dem letzten, von wo der Fußweg steil zum Bach niedergeht, steht eine einsame Kapelle und schaut seit uralter Zeit auf das reißende Wasser und den so oft weggeschwemmten und wieder neuerstellten Steg nieder.

In Altkirch giebt es viele arme Leute, denn da ist wenig Verdienst. Die meisten Männer gehen als Tagelöhner auf die Bauernhöfe der Nachbarschaft; einige auch besitzen selbst ein Fleckchen Erde, das sie bebauen; nur zwei oder drei Bauern im Dörfchen haben so viel Land, um mehrere Kühe darauf halten zu können.

Eine der ärmsten Haushaltungen war die vom Weiden-

Joseph in dem abgelegenen alten Häuschen, das am Fußweg zur Kapelle hinüber liegt und ganz allein steht. Das Häuschen wird fast ganz zugedeckt von den lang herabhängenden Zweigen eines uralten Weidenbaumes, der sich immer mehr und mehr ausgebreitet hatte, bis er das Häuschen endlich ganz umschloß. Von diesem Baume her heißt der Besitzer der Weiden-Joseph. Er hatte immer in dem Häuschen gewohnt, denn es war schon seines Vaters Besitz gewesen, der darin uralt geworden war. Jetzt war der Weiden-Joseph selbst ein alter Mann geworden und lebte in dem Häuschen mit seiner alten, seit langer Zeit kranken Frau und seinen zwei Enkelkindern.

Der Weiden-Joseph hatte einen einzigen Sohn, den Sepp, der immer ein gutmütiger, aber ein wenig leichtsinniger und unstäter Mensch gewesen war. Wo er sich jetzt aufhielt, wußten die alten Eltern selbst nicht, schon seit sechs Jahren war er fort von daheim und hatte während der Zeit wenig von sich hören lassen. Der Sepp hatte sehr früh eine Frau genommen und die Eltern hatten das gern gesehen, denn die Frau war die fleißige, brave Konstanze, die von allen Leuten gern gelitten war. Sie sah auch gut aus und ging immer still, wie wenige, ihren Weg in Fleiß und Gewissenhaftigkeit. Sie hielt auch alles schön und gut in Ordnung im Häuschen ihres Mannes, und der Weiden-Joseph und seine Frau hatten gute Tage, so lang die Tochter Konstanze im Hause war. Sie arbeitete

von früh bis spät und ließ es den Eltern an nichts fehlen, denn sie sagte, Vater und Mutter müssen nun ausruhen, sie haben genug gethan, und sie zwei Jungen seien nun da, um den Alten noch ein paar gute Tage zu machen. Der Sepp ging täglich auf die Arbeit nach dem großen Hof jenseits der Ziller hinüber und brachte am Samstag ein schönes Stück Geld heim. Es war alles so gut geregelt und lief seinen schönen Gang in Wohlsein und Zufriedenheit, daß auch der Sepp in ein ganz stätes Wesen hineinkam und nichts begehrte, als so fortzufahren.

Drei Jahre gingen in ungetrübtem Frieden so dahin und der alte Pater Klemens, der in dem langen, alten Hause hinter Altkirch wohnte und oft ins Häuschen des Weiden-Joseph eintrat, sagte oftmals: „Joseph, bei Euch ist gut wohnen, da hört man kein böses Wort. Haltet Eure Konstanze in Ehren!" Und seine guten Augen leuchteten vor Freude, wenn die Konstanze, so sauber und ordentlich wie sie immer war, hereintrat und ihn mit ihrer fröhlichen Stimme willkommen hieß und das kleine Stanzeli auf ihrem Arm schon von weitem dem Pater Klemens das Händchen entgegenstreckte. Dann sagte er noch einmal: „Ja gewiß, bei Euch ist gut wohnen, Joseph!"

Als das Stanzeli bald zwei Jahre alt war, kam der kleine Seppli auf die Welt. Das war eine große Freude für alle; aber gleich nachher geschah das Traurigste, das dem Hause des Weiden-Joseph widerfahren konnte: die

Konstanze starb von ihrem Mann und ihren kleinen Kindern weg und hinterließ eine Lücke, die nicht mehr auszufüllen war. Von der Zeit an lief der Sepp herum wie einer, der keinen Zweck mehr vor sich hat. Es kam wieder ein unruhiges, unstätes Wesen über ihn; er konnte nicht mehr daheim bleiben am Sonntag, wie er sonst so gern gethan hatte; es trieb ihn fort, immer weiter fort, und zuletzt meinte er, wenn er nur ganz fort könnte und andere Arbeit suchen, weit weg, dann könnte es wieder besser mit ihm kommen. Er versprach, den Eltern von Zeit zu Zeit ein gutes Stück Geld zu schicken zu ihren und der Kinder Unterhalt; dann ging er fort. Eine Zeit lang hielt er sein Versprechen und schickte seine Beiträge. Dann hörten diese auf, und seit sechs Jahren wußten sie gar nichts mehr von ihm, nicht wo er hingekommen war, noch ob er überhaupt noch lebte. Unterdessen waren die beiden Alten immer hinfälliger und ärmer geworden. Der einzige, geringe Erwerb, der ihnen geblieben war, bestand darin, daß der Großvater aus den Weidenzweigen Körbchen flocht und sie je am Freitag dem Käser mitgab, der seine Käse nach der Stadt zu Markte trug. Viel nahm der Großvater nicht ein für seine Arbeiten, und die Großmutter mußte jedes Stücklein Brot abteilen, daß man von einem Tag zum andern durchkommen konnte. So war das Stanzeli nun bald neun, der Seppli sieben Jahre alt geworden, und Stanzeli mußte jetzt dem Großvater schon

recht an die Hand gehen in allen Geschäften, denn seit mehr als vier Monaten schon lag die Großmutter krank darnieder und konnte gar nichts mehr thun. So mußten der Großvater und das Stanzeli zusammen täglich das Kochen besorgen, das zwar nicht sehr weitläufig war, denn es wurde nichts anderes gekocht, als Maisbrei und Kartoffeln, und dann und wann zur Seltenheit ein wenig Kaffee. Aber es brauchte doch die zwei, um das Essen herzurichten, denn das Stanzeli war noch zu klein, um die Pfanne hin und her zu heben, und der Großvater wußte immer nicht recht wie eins aufs andere folgte beim Zubereiten, das wußte dann dagegen das Stanzeli genau. So arbeiteten sie immer miteinander in der Küche, und gewöhnlich stand der Seppli dann auch in dem kleinen Raum, wo die zwei sich kaum bewegen konnten, einmal dem einen und einmal dem andern im Wege, und sperrte ganz weit seine Augen auf in Erwartung der herrlichen Dinge, die da zubereitet wurden. Und weder der Großvater noch das Stanzeli probierten mehr, den Seppli aus der kleinen Küche zu verweisen; sie wußten ja wohl, daß er zwei Minuten nachher wieder da war, denn der Seppli hatte in manchen Sachen eine unbeschreibliche Beharrlichkeit.

Eine schöne, warme Septembersonne schimmerte draußen über den grünen Hügeln um Altkirch. Eben fielen einige Strahlen davon durch die trüben Fensterscheiben auf das Bett der Großmutter hin.

„Ach Gott!“ seufzte sie, „scheint auch die Sonne noch?“ Wenn ich doch auch einmal wieder hinaus könnte! Aber ich wollte ja schon noch stillhalten, wäre das Bett nur auch nicht so hart wie Holz, und im Kissen ist auch gar nichts mehr. Und wenn ich erst an den Winter denke, wenn ich so daliegen muß auf dem harten Sack und unter dem dünnen Decklein und ohne ein rechtes Kissen: ich muß ja erfrieren zu allem anderen, es friert mich ja jetzt schon.“

„Mußt nicht schon für den Winter kümmern“, sagte der Großvater beschwichtigend; „unser Herrgott wird ja dann auch noch am Leben sein: er hat uns schon manchmal geholfen, wenn's bös gehen wollte, das mußt du nicht vergessen. Was meinst, wenn wir dir ein Tröpflein Kaffee machten, daß du erwarmen könntest?“

Die Großmutter wollte gern ein Schüsselchen Kaffee trinken, und der Großvater machte die Thür auf in die Küche hinaus, denn dahin kam man unmittelbar aus der Stube, worin das Bett der Großmutter stand. Ein kleines Treppchen hinter dem Ofen führte in die Schlafkammer hinauf, wo der Großvater mit den Kindern schlief. Er winkte jetzt dem Stanzeli, daß es mitkomme, und gleich schoß auch der Seppli nach, denn er mußte zusehen, was etwa Eßbares zugerüstet wurde. Draußen nahm der Großvater die Pfanne vom Gestell herunter und goß Wasser hinein; dann sagte er: „Stanzeli, was kommt jetzt zuerst?“

„Zuerst muß ich jetzt Kaffeebohnen mahlen“, berichtete das Kind und setzte sich gleich mit der alten Kaffeemühle auf den Schemel und drehte mit aller Kraft. Aber es mußte ihm etwas an der Sache nicht gefallen, es untersuchte hin und her und zog endlich unten das Schublädchen sorgfältig hervor. Da lagen, anstatt des schönen Pulvers, das sich da finden sollte, große Brocken, fast halbe Kaffeebohnen darin. Das Stanzeli hob mit Schrecken das Lädchen zum Großvater empor und zeigte ihm das Unheil. Er besah sich den Schaden und sagte beschwichtigend: „Mußt nur keinen Lärm machen, daß es die Großmutter nicht hört, sonst muß sie jammern und meint, nun könne sie keinen Kaffee mehr trinken; aber wart nur ein wenig.“

Damit ging der Großvater hinaus und kam bald wieder zurück mit einem großen Stein in der Hand. Damit zerschlug und zerrieb er die Kaffeebohnen auf einem Papier und dann schüttete das Stanzeli das gröbliche Pulver in die Pfanne hinein. Als aber bald darauf die Großmutter ihr Schüsselchen in die Hand bekam, rief sie klagend aus: „O weh! O weh! Da schwimmen die großen Körner oben auf, die Kaffeemühle ist zerbrochen. O, wenn sie mich nur noch ausgehalten hätte, wir vermögen keine neue mehr zu kaufen.“ Aber der Großvater sagte in besänftigendem Ton: „Mußt dich nicht kränken deswegen, mit Geduld ist manches in Ordnung zu bringen.“

„Ja schon, aber keine Kaffeemühle", jammerte noch einmal die Großmutter.

Das Stanzeli und der Seppli bekamen auch jedes ein Schüsselchen voll Kaffee und einige Brocken Kartoffeln dazu, denn Brot bekamen sie nur am Sonntag jedes ein Stückchen. Dann holte der Großvater seine Körbchen herbei, die er fertig geflochten hatte, band immer ein paar davon mit einer Schnur zusammen und gab jedem der Kinder ein solches Bündelchen von kleinen Körbchen in die Hand; dann hieß er sie damit auszuziehen und ermahnte sie noch, nicht zu spät nachhaus' zu kommen. Sie wußten schon, wohin sie mit den Körben mußten, denn sie hatten alle paar Wochen einmal dem Käser eine solche Sendung zu überbringen. Dieser wohnte ziemlich weit vom Dörfchen weg; man mußte über die Hügel hin, an der Kapelle vorbei, bis zum Wald hinauf, dort stand seine Hütte.

Die Kinder zogen nun aus miteinander, und da das Stanzeli immer ganz gewissenhaft seinen Weg fortsetzte, so mußte der Seppli auch mit, wenn er auch gern etwa stillgestanden wäre und dies und jenes betrachtet hätte. Erst als sie an die Kapelle kamen, stand das Stanzeli still und sagte: „Leg die Körbe hier auf den Boden, Seppli, wir müssen jetzt in die Kapelle hinein und ein Vaterunser beten, bis dann können sie hier liegen bleiben."

Aber der Seppli war störrisch.

„Ich will nicht hinein, es ist mir zu heiß“, sagte er und setzte sich auf den Boden nieder.

„Nein, Seppli, komm, das muß man thun“, mahnte das Stanzeli. „Weißt du nicht mehr, daß der Pater Klemens gesagt hat, wenn man an einer Kapelle vorbeikomme, müsse man immer hinein und etwas beten? Steh auf und komm schnell!“

Der Seppli blieb störrisch am Boden sitzen. Aber das Stanzeli ließ ihm keine Ruhe. Ganz ängstlich nahm es ihn bei der Hand und zog ihn auf: „Du mußt kommen, Seppli, es geht gewiß nicht gut so; du solltest auch gern beten.“

In dem Augenblick kam jemand von unten herauf der Kapelle zu; plötzlich stand der Pater Klemens vor den Kindern.

Seppli war im Hui auf seine Füße gesprungen. Die Kinder boten schnell dem Pater ihre Hände.

„Seppli! Seppli!“ sagte er ganz freundlich, als er diesem die Hand drückte, „was habe ich gehört? So willst du dem Stanzeli nicht folgen, wenn es gern mit dir in die Kapelle hinein möchte? Ich will dir aber etwas sagen: Siehst du, es ist kein Zwang von unserem Herrgott, daß man in die Kapelle hineingehen und beten soll, sondern es ist eine Erlaubnis, daß wir so zu ihm beten dürfen. Und jedesmal, wenn wir das thun, schenkt er uns etwas, wir können es dann nur nicht immer gleich sehen.“

Jetzt wanderte der gute Pater wieder seiner Wege, und Seppli trat nun ohne Widerrede mit dem Stanzeli in die Kapelle ein und sagte andächtig sein Gebet. Als die Kinder nach einiger Zeit wieder herauskamen, hörten sie laute Stimmen und ein starkes Keuchen den Fußweg herauf ertönen, der hier sehr steil zum Zillerbach niedergeht. Jetzt kamen nacheinander drei Köpfe zum Vorschein, erst ein Mädchenkopf und dann zwei Bubenköpfe, und nun standen auf einmal drei Kinder den anderen zweien gegenüber und mit großem Erstaunen schauten gegenseitig alle einander an.

Kapitel II.

Eine neue Bekanntschaft.

Das neuaufgetauchte Mädchen war von allen das größte; es mochte wohl elf Jahre alt sein, und der größere der Brüder wenig über ein Jahr jünger, während der andere bedeutend kleiner, aber sehr festgebaut anzusehen war. Das Mädchen rückte nun noch ein paar Schritte näher auf die Kinder los und fragte:

„Wie heißt ihr zwei?“

Die Kinder nannten ihre Namen.

„Wo seid ihr daheim?“ fragte das Kind weiter.

„In Altkirch, dort, man kann den Kirchturm sehen“, antwortete das Stanzeli und deutete auf den roten Helm zwischen den Hügeln.

„Also habt ihr dort eure Kirche. Eine solche Kirche haben wir auch bei uns, aber sie ist geschlossen und man geht nur am Sonntag hinein. Aber solche Kapellen haben wir keine bei uns. Dort steht noch eine höher oben, sieh nur, Kurt, ganz oben beim Wald.“ Das Mädchen zeigte

mit seinem Finger hoch hinauf und der Bruder nickte zum Zeichen, daß er das Gewünschte sehe. „Ich möchte nur wissen, warum ihr solche Kapellen habt hier auf so vielen Hügeln."

„Daß man hineingehen kann und beten, wenn man vorbeikommt", sagte schnell das Stanzeli.

„Das kann man ja auch sonst thun", meinte das andere Mädchen; „man kann ja überall beten, wo man ist, der liebe Gott hört es überall, das weiß ich."

„Ja, aber man denkt nicht, daß man auch einmal beten sollte, bis man an die Kapelle kommt, dann weiß man es gleich und thut es auch" entgegnete das Stanzeli ernsthaft.

„Jetzt müssen wir gehen, Lissa", mahnte der Bruder Kurt, dem das Gespräch zu lang wurde. Aber der Lissa pressierte es gar nicht, sie machte gern ein wenig Bekanntschaft und das Stanzeli gefiel ihr, weil es so bestimmt antwortete, und jetzt eben hatte es etwas gesagt, das die Lissa gar nicht widerlegen konnte, wie sie sich auch besann. Es war ja wirklich so, ihr kam es auch nie in den Sinn, daß man auch einmal beten und dem lieben Gott danken könnte, wenn sie so spazieren ging und Freude hatte, wenn sie schon zu Stanzeli ganz fest gesagt hatte, man könne ja überall beten. Jetzt machte auch die Kapelle auf einmal einen ganz neuen Eindruck auf Lissa, denn bis jetzt hatte sie so darauf geschaut, wie auf einen Bau, der nur dastehe,

weil er einmal vor langer Zeit hingestellt worden war; sie hätte aber nie gedacht, daß der heute noch jedem etwas Bestimmtes zurufen würde, der da vorübergeht. Nun war es ihr auf einmal, als zeige der liebe Gott vom Himmel herab auf die Kapelle und sage: „Da steht sie, daß du auch einmal an mich denkest.“

Als Lissa, ihren Gedanken folgend, so lange nichts sagte, fuhr das Stanzeli noch fort: „Und das ist nicht wie ein Befehl, aber wie eine Erlaubnis, daß wir hier hereinkommen und beten dürfen; denn wenn wir so thun, so schenkt uns allemal der liebe Gott etwas, wenn wir es auch nicht sehen können, der Pater Klemens hat's gesagt.“

„Ja, aber ich wollte lieber einmal etwas, das man sehen kann“, setzte jetzt der Seppli hinzu, der neben dem Stanzeli stehen geblieben war und aufmerksam zugehört hatte.

„Kennst du auch den Pater Klemens?“ fragte Lissa ganz erfreut, denn dieser war auch auf der anderen Seite vom Zillerbach weithin allen Kindern wohlbekannt und ihr guter Freund. Wo immer er von ihnen gesehen wurde in seinem langen Rock und dem großen Kruzifix an der Seite, da liefen gleich von allen Seiten die Kinder herzu und boten ihm die Hand, und gleich zog er aus seinem weiten Rock die alte Brieftasche heraus und jedem der Kinder schenkte er ein schönes, buntes Bildchen. Lissa hatte deren

schon manches erhalten, mit rosigen Engelchen darauf, die Blumen streuten, und wieder andere mit einem Busch voll blühender Rosen und einem Vögelchen zuoberst darauf sitzend, und dann noch viele andere, und der Name Pater Klemens rief ihr von den liebsten Erinnerungen ins Gedächtnis.

„Er wohnt bei uns in Altkirch, oben im alten Kloster, und er kommt viel zu uns", berichtete das Stanzeli.

„Ja, und er bringt der Großmutter manchmal ein ganzes Brot", ergänzte der Seppli, dem diese Thatsache besonders in Erinnerung stand.

„Jetzt müssen wir gehen, wir haben noch weit bis zum Käser", sagte das Stanzeli, indem es sein Bündel Körbchen aufnahm und dem Seppli das seinige bot.

„Willst du nun einmal zu mir hinüberkommen auf den Rechberg?" fragte Lissa, die gern die neue Bekanntschaft ein wenig fortsetzen wollte.

„Ich weiß den Weg nicht, ich bin noch gar nie auf der anderen Seite vom Zillerbach gewesen."

„O, der ist ganz leicht zu finden; komm nur einmal am Sonntag Nachmittag früh", ermunterte Lissa; „dann machen wir Spiele bis am Abend. Du mußt nur über den Steg dort unten gehen und dann immer hinauf und hinauf, bis auf den höchsten Punkt, dort ist der Rechberg, und das große Haus, das ganz allein steht zu alleroberst, das ist unser Haus. Also komm dann!"

Jetzt trennten sich die Kinder. Das Stanzeli ging mit

dem Seppli den Berg hinauf und Lissa sah sich nach den Brüdern um, die eine Weile nichts von sich hatten hören lassen. Kurt war auf den alten Tannenbaum geklettert, der neben der Kapelle stand, und schaukelte sich verwegen hin und her auf einem morschen Ast, der bedenklich krachte, so daß Lissa mit Interesse zuschaute, ob Kurt bald mitsamt dem Ast herunterkommen werde, was ihr mehr kurzweilig als gefährlich erschien. Nicht weit von der Tanne weg lag der kleine, dicke Karl ausgestreckt am Boden und war fest entschlafen, so fest, daß die lauten Rufe der Lissa, er solle sich nun erheben, spurlos für ihn verhallten. Aber jetzt kam etwas den Hügel herabgerollt, das mit einemmal den Kurt vom Baum und den Karl auf seine Füße brachte. Es war eine große Schafherde, alte und junge, große und kleine; alles wogte, hüpfte, sprang durcheinander, und nebenher lief der große Schäferhund und bellte in einem fort, damit keines von der Herde sich verliere, so laut und eindringlich, daß Karl augenblicklich davon erwachte und schnell aufsprang, um die herabrollende Schar zu betrachten.

Der Schäfer trieb seine Herde an den Kindern vorbei gegen Altkirch zu. Die drei schauten mit schweigender Bewunderung auf die Vorüberziehenden, und ihre Augen konnten nicht genug aufnehmen von den lustigen Sprüngen, welche die jungen, niedlichen Schäfchen neben ihren Müttern machten, und wie diese sorglich nach den Kleinen

schauten, ob sie auch nicht mutwillig aus der Reihe weghüpften und dann etwa verloren gingen. Als die Herde fast vorüber war und nur noch die letzten alten Schafe nachliefen, da atmete der immer noch in Staunen versunkene Karl tief auf und sagte: „Wenn wir nur ein solches Schäfchen hätten!"

Das war gerade, was Kurt und Lissa in dem Augenblicke dachten, und alle drei stimmten auf einmal so ganz überein, wie es selten der Fall war. Lissa schlug gleich vor, nun schnell nachhause zurückzukehren und Papa und Mama so lange zu bitten, ihnen ein solches Schäfchen zu schenken, bis sie es thun würden. Dann schilderte sie den Brüdern noch, wie es sein werde, wenn sie dann das Schäfchen überall mit sich herumführen können und es auf die Weide bringen und immer seine lustigen Sprünge sehen und es so sorgfältig bewachen werden, wie die alten Schafe thaten; und alle drei kamen, in der Aussicht auf diesen Besitz, in eine solche Freude hinein, daß sie völlig den Berg hinabstürzten und so über den Steg rannten, die Lissa voran. Hinter ihr folgte Kurt, und beide stürmten in so hohen Sprüngen über den leicht gebauten Steg, daß er unter ihren Füßen schwankte und zitterte, und die losen Bretter dergestalt auf und nieder sprangen, daß der nachfolgende Karl allen festen Standpunkt unter seinen Füßen verlor und mitten auf dem Steg hinfiel und beinahe in den reißenden Zillerbach hinuntergestürzt wäre.

Kurt kehrte um und zog ihn auf, und da Lissa unterdessen auf dem Festland angekommen war, schwankte der Steg nicht mehr auf und nieder und die Brüder kamen nun auch glücklich auf der andern Seite an. Der Weg von da zum Rechberg hinauf war ziemlich weit, die Kinder brauchten wohl dreiviertel Stunden, bis sie an der letzten Steigung angekommen waren und ihnen die Lichter aus den Fenstern der Wohnstube entgegenschimmerten, denn es war unterdessen völlig Nacht geworden.

Schon seit einer Stunde ging die Frau des Oberamtmanns ängstlich hin und her, einmal von der Stube auf die steinerne Treppe am Haus hinaus, dann in den Garten hinunter, schaute rundum, kehrte dann wieder zurück und machte nach einer kleinen Weile aufs neue denselben Gang.

Schon seit dem Mittagessen hatte sie keines der Kinder mehr erblickt, und um vier Uhr, zur Kaffeezeit, oder doch bald nachher, hätten sie wie gewöhnlich daheim sein sollen. Die Mutter hatte ihnen erlaubt, den freien Samstag-Nachmittag oben im Wäldchen zuzubringen; so waren gleich nach Tisch alle drei in Freude davongerannt. Aber nun war es dunkel geworden und noch nirgends war ein Ton von den Kindern zu vernehmen. Wo konnten sie sich nur so verspätet haben? Oder sollte dem kleinen Karl, der noch gar nicht so fest auf den Füßen war, etwas zugestoßen sein? Der Mutter stiegen alle möglichen Besorgnisse auf,

und immer unruhiger lief sie hinaus und wieder hinein und an alle Fenster.

Aber jetzt — das waren die bekannten Stimmen; sie tönten ganz aufgeregt schon weit von unten herauf. Die Mutter lief hinaus — richtig, da kamen sie heraufgestiegen, und wie nun die Kinder die Mutter in Sicht bekamen, lief eines schneller als das andere, um zuerst erzählen zu können; der kleine Karl blieb nun freilich weit zurück. Kurt und Lissa stürzten sich fast gleichzeitig auf die Mutter und wollten beide zusammen alles auf einmal berichten; aber zu gleicher Zeit ertönte eine laute Stimme von der anderen Seite: „Zum Nachtessen! Zum Nachtessen!" Es war die Stimme des Oberamtmanns, der eben heimkehrte von seinen Geschäften und seine feste Hausordnung aufrecht hielt.

Als nun alle ruhig bei Tische saßen, konnte das Erzählen beginnen; aber nun wollte es nicht gleich so recht fließen, denn zuerst sollte erklärt werden, was vorgefallen sei, daß die Kinder nicht zur Kaffeezeit heimgekommen waren, was doch sein mußte.

Endlich kam dann heraus, daß es oben im Wäldchen der Lissa zu langweilig vorgekommen war und sie vorgeschlagen hatte, zur alten Linde hinaufzusteigen. Da man nun von dort auf die Kapelle hinüber- und auf den Zillerbach und den schmalen Steg hinuntersah, hatte Lissa eine unwiderstehliche Lust erfaßt, gleich einmal dahin zu laufen

und alles in der Nähe anzusehen, denn das Schwanken und Zittern des Steges war ihr noch von einem früheren Ausflug her in genußreicher Erinnerung. Sogleich waren die Brüder einverstanden gewesen und in Eile die Reise angetreten worden; letztere war aber schließlich viel länger ausgefallen, als es so geschienen hatte. Als nun das Bekenntnis der unerlaubten Reise abgelegt und die Warnung gefolgt war, ein andermal nicht so jeden Einfall auszuführen, kam das Erzählen in vollen Fluß, erst von der Kapelle, dann von den zwei Kindern, dann von der Schafherde und dann noch einmal alles von vorn an und noch gründlicher. Zuletzt kam auch noch die Schilderung von dem lustigen Übergang über den Zillerbach und wie es dabei zugegangen war. Diese Beschreibung hatte denn freilich zur Folge, daß der Vater für die Zukunft jede Expedition an den Zillerbach hinunter streng verbot. Der schwankende Steg war überhaupt eine Einrichtung, gegen welche der Oberamtmann schon lange geeifert hatte; dennoch blieb das schadhafte Verbindungsmittel immer noch stehen.

„Karl der Dicke ruht von seinem Tagewerk, und das eure wird wohl auch zu Ende sein", sagte jetzt der Vater und rüttelte ein wenig an dem Stuhl neben ihm, auf welchem Karl unterdessen fest eingeschlafen war, denn er hatte eine große Anstrengung durchgemacht. Es ging aber nicht so leicht, diesen ersten, guten Schlaf zu brechen, und mit einemmal erfaßte der Vater den Stuhl und trug

ihn mitsamt dem Schläfer in die Schlafstube hinein, und in Sprüngen folgten die andern Kinder nach und jauchzten über den Hauptspaß. Zuletzt kam die Mutter und hatte ihre liebe Not, bis sie den einen aufgeweckt und die anderen zur Ruhe gebracht hatte.

Von dem Tage an verging kein Morgen-, kein Mittag-, kein Abendessen, ohne daß die Kinder eines nach dem andern und immer wieder und in allen Tonarten die Worte vorbrachten: „Wenn wir nur ein solches Schäfchen hätten!“ Endlich hatte der Oberamtmann genug davon.

Eines Abends, als die Mutter mit den Kindern um den Tisch saß, und der kleine Karl, dem es bei den Schularbeiten der älteren sehr langweilig wurde, eben zum sechstenmal wiederholte: „Wenn wir nur ein solches Schäfchen —“, da auf einmal machte der Vater die Thür weit auf und herein sprang ein wirkliches, lebendiges Schäfchen. Das Tierchen war mit krauser, schneeweißer Wolle bedeckt und so niedlich anzusehen, wie die Kinder noch keines erblickt hatten. Jetzt erhob sich ein solcher Freudenlärm, ein solches Gepolter in der Stube herum, daß man kein Wort mehr verstehen konnte, denn das Schäfchen schoß suchend und blökend von einem Winkel in den andern, weil es keinen Ausweg fand, und alle drei Kinder rannten mit Freudengeschrei hinter ihm drein. Aber mit einemmal ertönte die laute Stimme des Vaters: „So, nun ist's genug! Nun kommt fürs erste das kleine

Schaf in seinen nagelneuen Stall, und ihr kommt her und hört zu, was ich euch zu sagen habe.“ Die Kinder durften erst ihr Schäfchen hinausbegleiten; es wunderte sie auch sehr, wo der neue Stall für das Tierchen wäre und wie er aussähe.

Richtig, von ganz neuen Brettern war eine kleine Abteilung weit hinten im Pferdestall errichtet, und schöne, weiche Streu lag darin, worauf das Schäfchen schlafen konnte. Auch eine kleine Krippe war darin angebracht, da schüttete man dem Tierlein Gras und Heu und andere gute Sachen hinein, die ihm wohlschmeckten. Als nun das Schäfchen gut auf seine Streu gebettet war und ganz stille lag, nur noch ein wenig ängstlich atmete, da sagte der Vater, nun müsse es schlafen, machte das niedrige Thürchen zu und winkte den Kindern, ihm zu folgen.

Drinnen in der Stube setzte er sich, stellte die drei Kinder vor sich hin, hob den Zeigefinger in die Höhe und sagte ernsthaft:

„Jetzt hört mir wohl zu und denkt daran. Ich habe das kleine Schaf von seiner Mutter weggenommen, um es euch zu schenken. Nun sollt ihr ihm die Mutter ersetzen, es sorgfältig hüten und pflegen, daß es ihm bei euch wohl wird und es nicht vor Heimweh sterben muß. Ihr dürft in jeder freien Stunde es herausnehmen, mit ihm spielen und spazieren gehen. Ihr könnt es auf die Weide hinauf führen, da kann es sich sein Gras selbst

auslesen; ihr könnt gehen mit ihm, wohin ihr wollt. Aber niemals dürft ihr das Tierchen allein lassen, keinen Augenblick, es ist noch zu klein, um sich zurechtzufinden; es würde sich gleich verlaufen, fände seinen Stall nicht mehr und könnte elendiglich zugrunde gehen. Wer es aus dem Stalle holt, der behält es unter seinen Augen, bis er es wieder an seinen Ort zurückgebracht hat. Habt ihr mich gut verstanden und wollt ihr das Schäfchen so pünktlich hüten, wie ich euch gesagt, oder wollt ihr lieber nicht, so sagt es, dann bring' ich es noch heut' zu seiner Mutter zurück."

Die Kinder schrieen alle drei auf, der Vater solle ihnen das Schäfchen lassen. Um keinen Preis wollten sie es wieder hergeben. Sie versprachen alle drei von Herzen und mit dem ganzen Willen, das Schäfchen zu hüten und zu besorgen, wie der Vater es verlangte, und nie einen Augenblick das Tierlein allein stehen oder laufen zu lassen, und jedes versicherte, es selbst wolle jedesmal das Schäfchen wieder in den Stall zurückbringen, wenn es Zeit sei, denn das sei ihm die größte Freude. Aber der Vater sagte, das wäre eine unsichere Sache, es müsse bestimmt so sein, wer das Schäfchen herausgeholt, der bringe es wieder hinein, und dabei sollte es bleiben. Noch einmal versprachen die Kinder, genau nach des Vaters Vorschrift mit ihrem Tierlein zu verfahren, und gaben alle drei dem Vater die Hand darauf, und alle drei waren so voller Entzücken

über die Aussicht, für immer ein eigenes, lebendiges Schäfchen zu haben, daß sie den Abend die längste Zeit keinen Schlaf finden konnten. Sogar der kleine, sonst so schlafbedürftige Karl saß ganz aufgeregt in seinem Bette und rief ein Mal ums andere zu Kurt hinüber: „Der Papa soll schon sehen, daß das Schäfchen bei uns nicht zugrunde gehen muß, ich will schon sorgen dafür.“

Kapitel III.

Wie das Verschweigen thut.

Eine Hauptfrage war am folgenden Tag, wie das Schäfchen benannt werden sollte. Lissa trug darauf an, ihm den Namen „Eulalia“ zu geben, denn so hieß die Katze ihrer Freundin, und der Name war ihr besonders großartig erschienen. Aber die Brüder wollten nichts davon wissen, der Name war ihnen zu weitläufig. Kurt schlug den Namen „Nero“ vor, wie der ungeheuere Hund unten in der Mühle hieß, den er bewunderte. Aber Lissa und Karl wollten durchaus nicht, daß das Schäfchen heißen sollte wie der böse Hund mit der breiten Schnauze. Nun wurde die Mutter beraten über die Sache, und sie schlug vor, das Tierchen nach seiner eigenen Beschaffenheit „Krausköpfchen“, zu nennen.

Auf diesen Namen vereinigten sich die Kinder gleich und so hieß es von stundan. Die Freude an dem weißen, niedlichen Krausköpfchen ging allen dreien über alle anderen Freuden und Vergnügungen. In jedem freien Augenblick

wurde es aus seinem Stall geholt und herumgeführt, dahin und dorthin.

Einmal zogen die Kinder alle drei miteinander aus und führten das Krausköpfchen zur Weide hinauf oder nach dem Wäldchen, und ließen sich dort mit ihm nieder. Während dann Lissa auf der Bank saß und das Tierlein seinen Kopf vertraulich ihr auf den Schoß legte, liefen Kurt und Karl nach dem nahen Kleeacker hinüber und holten von den schönen, würzigen Blättchen herbei; die aß dann das Krausköpfchen mit großem Vergnügen einem nach dem andern aus der Hand und blökte zwischendurch ganz fröhlich dazu.

Zu anderen Malen holte sich auch eins von den Kindern das Schäfchen allein aus dem Stall und nahm es mit sich zu einem Gang, wenn etwa ein Auftrag ausgerichtet werden mußte unten in der Mühle, oder beim Bäcker, oder bei der alten Waschfrau. Dann wanderte das Schäfchen immer fröhlich an der Seite seines Führers mit, und es war, als ob es ganz gut die Gespräche verstehe, die Kurt und Lissa, und ganz besonders eifrig sein großer Freund Karl, mit ihm führten auf diesen Gängen. Es antwortete dann von Zeit zu Zeit mit einem ganz zustimmenden, fröhlichen Blöken und schaute dazu den Begleiter so verständnisinnig an, daß kein Zweifel war, das Krausköpfchen nahm immer den lebhaftesten Anteil an dem Gespräch. Täglich wurde es auch zutraulicher und zärtlicher

zu den Kindern. Jetzt schmiegte es sich immer gleich an das eine heran, das es aus dem Stalle holte, so als käme seine eigene Mutter, und die Kinder liebten es auch täglich noch mehr und pflegten und hüteten es und brachten es nach den Gängen und lustigen Unterhaltungen immer wieder sorglich in sein kleines Häuschen im Stalle auf das schöne Streulager zurück.

Das Krausköpfchen gedieh bei der vortrefflichen Pflege so gut, daß es jetzt kugelrund geworden war und mit seinen schneeweißen Wollenlöckchen so sauber und zierlich aussah, als wäre es immer im Sonntagsröckchen.

So ging der schöne, sonnige Herbst zu Ende und der November war so schnell gekommen, wie die Kinder es noch gar nie erfahren hatten. Jetzt konnte man ja schon von Weihnachten sprechen; denn schon im folgenden Monat mußte ja das Fest kommen. Kurt und Karl konnten gut die Freuden der Gegenwart mit den Hoffnungen auf die Zukunft vereinen und zu einem doppelten Genuß verbinden. So freuten sie sich unausgesetzt an ihrem Krausköpfchen, und auf jedem ihrer Gänge erzählten sie ihm von all' den Herrlichkeiten, die das Weihnachtsfest mit sich bringen werde, und zählten ihm alle die Gegenstände auf, die sie heimlich vom Christkind erwarteten. Das Krausköpfchen hörte dann immer ganz aufmerksam zu, und die Brüder ermangelten auch nicht, ihm in Aussicht zu stellen, daß es gewiß auch seinen Teil an den Festgeschenken erhalten werde. So ge-

nossen sie denn meistens alle drei zusammen diese herrlichen Aussichten und wurden dadurch täglich noch vertrauter miteinander.

Lissa war ein wenig anders geartet. Wenn eine neue große Freude in Aussicht stand, wurde sie etwas fieberhaft davon ergriffen und alle ihre Gedanken wurden dann so davon erfüllt, daß die alten Freuden alle ein wenig in den Hintergrund kamen. Nun hatte Lissa eine besondere Freundin in dem großen Bauernhaus auf dem Weg zum Zillerbach hinunter, die freundliche Marie, die immer mit Bereitwilligkeit in alle Ideen der Lissa einging. Diese Freundin wollte Lissa jetzt so gern einmal besuchen, denn mit ihr konnte sie ganz anders eingehend ihre Hoffnungen und Aussichten auf das Weihnachtsfest besprechen, als mit den Brüdern, die so ganz andere Wünsche hegten und die ihrigen nicht einmal recht verstanden.

Die Mutter erlaubte auch den Besuch zu machen, und am ersten freien Nachmittag durfte Lissa ausziehen. Kaum hatte sie Geduld genug, still zu halten, als die Mutter ihr noch ein warmes Tuch umband, das der kalte Novemberwind wohl nötig machte; dann rannte sie in Sprüngen davon und die Mutter schaute dem Kinde noch nach, bis es halbwegs den Hügel hinab war, dann trat sie wieder ins Haus hinein. In dem Augenblick kam der Lissa in den Sinn, daß der Weg doch ziemlich lang sei und es eigentlich kurzweiliger wäre, das Krausköpfchen zur Gesellschaft mit-

zunehmen, wenn nicht die Brüder es schon fortgenommen haben würden. Eilig kehrte sie wieder um, rannte nach dem Stall, fand das Krausköpfchen ruhig auf seiner Streu liegend, nahm es schnell hinaus und lief nun mit ihm den trockenen Weg hinunter, auf dem die bunten Herbstblätter rings um sie im Winde flogen. In kurzer Zeit waren die fortwährend Rennenden am Ziel ihrer Reise angekommen. Bald spazierte Lissa mit ihrer Freundin, in tiefe Gespräche versunken, auf dem sonnigen Platz vor dem Hause hin und her, während das Krausköpfchen vergnüglich an der Hecke nagte, die den Garten umschloß. Auch die Freundinnen erfrischten sich zwischen den langen Verhandlungen durch an den süßen Birnen und den saftigen roten Äpfeln, welche in reichlichem Maße vorhanden waren, denn die Mutter der Marie hatte gleich einen ganzen großen Korb voll der Früchte herausgebracht, und was die Kinder nicht essen mochten, sollte Lissa mitnehmen. So war es immer gewesen, denn auf dem Hof wuchsen schöne Äpfel und Birnen die Fülle.

Als es nun Zeit für Lissa war, heimzukehren, machte sich die Freundin gleich auch auf den Weg, sie zu begleiten, und soviel hatten sie sich immer noch zu sagen, daß sie an der letzten kleinen Steigung zu Lissas Vaterhaus hinauf angekommen waren, sie wußten gar nicht wie. Marie verabschiedete sich schnell und Lissa eilte den Weg hinauf; es war ja schon dunkel geworden. Jetzt, beim Haus angelangt,

fuhr es ihr wie ein lähmender Blitz durch den Sinn: „Wo ist das Krausköpfchen?“ Sie wußte ja, sie hatte es mitgenommen, dann noch an der Hecke grasen gesehen, dann hatte sie es ganz und gar vergessen und mit keinem Blick mehr nach ihm ausgeschaut. Im furchtbarsten Schrecken stürzte sie wieder den Berg hinunter, rief auf allen Seiten: „Krausköpfchen! Krausköpfchen! Wo bist du? O komm doch! Komm doch!“ Aber alles blieb still, das Krausköpfchen war nirgends zu sehen. Lissa rannte bis zu dem Bauernhaus zurück. Es war schon Licht in den Fenstern der Wohnstube, sie konnte von den steinernen Tritten am Haus gut hineinsehen. Sie saßen alle am Tisch drinnen beim Nachtessen, Vater und Mutter und Marie, ihre Brüder und die Knechte, und auf der Ofenbank lag die alte Katze. Aber nirgends war eine Spur vom Krausköpfchen zu sehen, wie Lissa auch in alle Winkel hineinspähte. Jetzt lief Lissa ums Haus herum, in den Garten hinein, um die ganze Hecke herum und wieder in den Garten, und dort von innen der Hecke entlang, immer rufend, immer lockend: „Krausköpfchen, komm doch! O komm doch!“ Alles vergebens; von dem Schäfchen war keine Spur weder zu sehen noch zu hören. In Lissa stieg die Angst immer höher. Es wurde immer dunkler und der Wind heulte immer lauter und blies sie fast vom Boden weg. Sie mußte heimkehren; was sollte sie thun? sie durfte nicht sagen, daß sie das Krausköpfchen verloren,

weil sie es vergessen hatte. Doch der Mutter wollte sie es sagen. Sie lief, so viel sie konnte, den Berg hinan. Zuhause war schon alles zum Nachtessen bereit, auch der Vater war schon da. Lissa kam in die Stube hereingerannt, so rot und heiß und zerzaust, daß die Mutter sagte: „So kannst du nicht zu Tisch kommen, Kind; geh, mach dich erst zurecht.“ Und der Vater fügte bei: „So spät sollst du überhaupt nicht heimkommen! Nun verschwinde und komm sofort verwandelt wieder, oder es giebt nichts zu essen.“ Lissa gehorchte schnell; um das Essen wäre es ihr gleich gewesen, viel lieber wäre sie gar nicht mehr hereingekommen; aber das ging nicht. Sie kehrte niedergeschlagen an ihren Platz zurück. Sie hatte eine furchtbare Angst, was nun weiter für Bemerkungen und Fragen kommen werden. Aber bevor noch irgendjemand ein Wort an sie richten konnte, wurde die Aufmerksamkeit der sämtlichen Familienglieder von einem neuen Ereignis in Anspruch genommen.

Hans, der Knecht, steckte seinen Kopf zur Thür herein und sagte: „Mit Verlaub, Herr Oberamtmann, die Kinder sind doch alle zuhaus', wie die Trine sagt, und das kleine Schaf ist noch nicht im Stall.“

„Was?“ fuhr der Oberamtmann auf. „Da haben wir's! Wer hat's herausgenommen? Wer hat es gethan?“

„Ich nicht!“ — „Ich nicht!“ — „Ich gewiß nicht!“ —

„Ich auch nicht!“ schrieen Kurt und Karl so rasend durcheinander, daß man gar nicht hören konnte, ob Lissa schwieg oder auch rief. Die Mutter sagte besänftigend: „Nur nicht so stürmisch. Lissa kann es gewiß nicht sein; schon nachmittags ist sie allein zu ihrer Freundin Marie hingelaufen und vor wenigen Augenblicken erst ist sie zurückgekehrt.“

„So ist es doch einer von euch zweien“, fiel der Vater rasch ein, indem er einen durchdringenden Blick auf die beiden Jungen warf.

Es ertönte ihm ein ungeheuerliches Geschrei als Antwort entgegen: „Ich nicht!“ — „Ich nicht!“ — „Ich sicher nicht!“ und beide sperrten ganz große ehrliche Augen zu dem Vater auf, so daß er gleich ausrief: „Nein, nein, die sind es nicht. So muß der Hans die Stallthür offen gelassen haben, wie das Schaf drinnen war, und es muß in dem Augenblick entlaufen sein; es kommt mir aber so unwahrscheinlich vor, ich muß einmal nachsehen.“

Der Vater verließ das Zimmer, um die Sache draußen im Stall noch zu untersuchen.

Als nun die Aufregung des Anklagens und der Verteidigung vorüber war, bekam ein anderer Eindruck die Oberhand. Auf einmal legte Karl seinen Kopf auf den Arm und schluchzte laut und kläglich auf: „Nun ist das Krausköpfchen verloren! Nun können wir es nicht mehr haben! Nun muß es im Elend umkommen!“

Jetzt setzte auch Kurt ein. Laut weinend rief er: „Ja, nun wird es immer kälter, und es hat nichts zu essen und muß frieren und im Elend umkommen." Und noch ärger als die beiden fing nun Lissa zu weinen und zu stöhnen an. Sie sagte kein Wort, aber man konnte gut hören, wie viel schmerzlicher und tiefer noch ihr Jammer war, als der ihrer Brüder, und Lissa mußte wohl wissen, warum. Auch als nachher Kurt und Karl längst auf ihren Kissen eingeschlafen waren und fröhliche Träume vom Krausköpfchen hatten, lag Lissa noch voller Unruhe in ihrem Bett und konnte keinen Schlaf finden. Nicht nur das Mitleid mit dem Schäfchen, das jetzt ängstlich und verlassen draußen in der Nacht herumirrte, quälte sie; aber sie hatte es ja selbst verschuldet und dazu hatte sie dies noch verschwiegen, da sie es hätte bekennen sollen.

Lissa hatte wohl nicht mitgerufen: „Ich nicht! Ich nicht!" Aber sie hatte ja geschwiegen, als die Mutter so zuversichtlich sagte: „Lissa kann es nicht sein", und das Kind fühlte es recht wohl, daß es mit seinem Verschweigen dasselbe Unrecht gethan hatte, wie wenn es eine Unwahrheit gesagt hätte. Lissa war ganz unglücklich und konnte keinen Trost und keine Ruhe finden, bis sie sich vornahm, morgen gleich alles der Mutter zu sagen, vielleicht konnte dann das Krausköpfchen doch noch gefunden werden.

Am folgenden Morgen war heller Sonnenschein und es wurde gleich beim Frühstück ausgemacht, sobald die Schule

aus wäre, wollten sie alle drei ausziehen, um das Krausköpfchen zu suchen, es mußte doch irgendwo sein. Im Nachmittag wollten sie dasselbe thun, und alle waren überzeugt, bis zum Abend müßte das Schäfchen wiedergefunden sein. Die Mutter sagte den Kindern auch noch zum Trost, schon in aller Frühe habe der Vater den Hans ausgeschickt, um überall nach dem Tierchen auszuschauen; so sei doch alle Hoffnung da, daß es wiedergefunden werde. Lissa war am glücklichsten über diese Aussichten und dachte, nun brauche sie ja nichts zu sagen, es komme wohl alles wieder sonst in Ordnung.

An dem Tage wurde auf dem ganzen Rechberg herum nach dem Schäfchen gesucht und in allen Häusern nach ihm gefragt, aber das Krausköpfchen war wie vom Erdboden verschwunden. Kein Mensch hatte es je gesehen, gar nirgends war auch nur eine Spur von ihm zu finden. Noch einige Tage lang wurde weiter gesucht und gefragt nach ihm, immer vergebens. Dann sagte der Oberamtmann, nun sei's genug, das helfe nichts mehr; entweder sei das arme Tierlein schon nicht mehr am Leben, oder es habe sich in alle Weite verirrt.

Wenige Tage nachher fiel der erste Schnee und so dicht und groß kamen die Flocken herunter, daß in kurzer Zeit der ganze Garten tief drinnen im Schnee lag, und bis halb an die Hecke hinauf stieg die weiße Decke. Sonst hatten die Kinder jedes Jahr ihre ungeheuere Freude am ersten

Schnee gehabt und immer lauter gejauchzt und gejubelt, je mehr die Flocken wirbelten.

Jetzt waren sie ganz still und eines guckte da und eines dort durchs Fenster, und jedes mußte im stillen an das Krausköpfchen denken, wenn es nun irgendwo unter dem kalten Schnee liege, oder durchwaten wolle und nicht könne, und mit seiner wohlbekannten Stimme kläglich um Hilfe rufe und kein Mensch es höre und ihm beistehe. Als nun gar am Abend der Vater hereinkam und sagte: „Es giebt eine bitterkalte Nacht, der Schnee ist schon jetzt hart gefroren; wenn das arme Tierlein noch irgendwo draußen und nicht schon tot ist, so geht es diese Nacht elend zugrunde. Hätt' ich doch das arme Geschöpf nie nachhaus' gebracht!" — da brach Karl in ein so jämmerliches Geschrei aus, und Kurt und Lissa, auch bis zuoberst von ihrem Leid erfüllt, stimmten so herzbewegend ein, daß der Vater die Stube verließ und die Mutter nun zu trösten suchte, wie sie konnte. Von da an sprach der Oberamtmann nie mehr von dem Schäfchen und die Mutter sprach zu den Kindern vom schönen Weihnachtsfest, wenn sie wieder in den Jammer um das Krausköpfchen gerieten. Sie sagte ihnen, daß das Christkind gekommen sei, alle Herzen fröhlich zu machen, und daß dieser Festtag nun bald komme und auch sie wieder fröhlich machen werde. Wenn der mitleidige Karl aber an den kalten, dunkeln Abenden wieder zu jammern begann: „Wenn das Krausköpfchen nur nicht so frieren oder zutode

zittern müßte draußen!“ dann tröstete die Mutter: „Sieh, Karl, der liebe Gott nimmt auch die kleinen Tierlein inacht, er kann wohl irgendwo dem Krausköpfchen ein warmes Bettchen bereitet haben und läßt es ihm gut gehen. Und wenn es nun auch nicht mehr bei uns ist und wir es pflegen können, so wollen wir uns doch nun zufriedengeben und das Krausköpfchen ganz dem lieben Gott überlassen.“

Kurt hörte auch aufmerksam zu, wenn die Mutter so den Karl tröstete, und so kam es, daß die Brüder nach und nach wieder ganz fröhlich wurden, das Krausköpfchen jetzt ganz dem lieben Gott und seiner Sorge überließen und sich nun jeden Tag mehr und erwartungsvoller dem schönen Weihnachtsfest entgegenfreuten. Aber Lissa wurde nicht froh mit ihnen; auf ihr lag es wie eine schwere Last, die sie ganz niederdrückte und sie nie, nie mehr fröhlich werden lassen wollte. Des Nachts träumte ihr, sie sehe das Krausköpfchen halb verhungert und erfroren draußen im Schnee liegen und es schaue sie mit ganz traurigen Augen an und sage: „Du hast es gethan.“ Dann erwachte Lissa weinend und nachher, wenn sie mit den Brüdern lustig sein wollte, konnte sie nicht, denn sie mußte immer denken: wenn die beiden wüßten, daß sie es gethan hätte, wie würden sie ihr doch Vorwürfe machen! Dem Vater und der Mutter durfte sie gar nie mehr recht in die Augen schauen, denn sie hatte ihnen ja verschwiegen, was sie hätte bekennen sollen, und jetzt konnte sie es gar nicht mehr über

die Lippen bringen, denn nun hatte sie die Eltern so lange glauben lassen, sie wisse nichts von der Sache.

So hatte Lissa keinen frohen Augenblick mehr, und mit jedem Tag sah sie trauriger und jammervoller aus, und wenn Kurt und Karl zu ihr herankamen und sagten: „Freu dich doch einmal, Lissa; nun kommt Weihnachten jeden Tag näher, und denk nur, was alles kommen kann!“ — dann kamen der Lissa gleich die Thränen in die Augen und halbweinend sagte sie: „Ich kann mich nicht mehr freuen, nie, gar nie mehr, auch zu Weihnachten nicht.“ Das kam dem mitleidigen Karl doch zu traurig vor und er sagte ihr wohl tröstend: „Siehst du, Lissa, wenn man gar nichts mehr machen kann, dann überläßt man alles dem lieben Gott und dann wird man wieder fröhlich, wenn man nur nichts Böses gethan hat; die Mama hat's gesagt.“ Dann fing aber Lissa erst recht zu weinen an, so daß es dem Karl angst und bang wurde und er auf und davon lief, wie Kurt schon vorher gethan hatte, denn diesem kam es sehr ungemütlich vor, daß die lustige Lissa so verändert war.

Auch der Mutter war Lissas verändertes Wesen nicht entgangen. Oft beobachtete sie lange das Kind im stillen, aber sie that keine Frage an Lissa.

Kapitel IV.

Was der liebe Gott schenkt.

Der November ging dem Ende zu. Der Schnee war noch viel höher geworden und mit jedem Tag wurde jetzt die Kälte grimmiger. Die Großmutter in Altkirch zog an ihrem dünnen Deckbett hin und her, sie konnte fast nicht mehr erwarmen darunter. Die Stube war auch so kalt, denn da war nur ein sehr geringer Holzvorrat und in diesem tiefen Schnee konnte ja kein Reis gefunden werden. Kaffee wurde nur selten gekocht und die Bohnen mußten nun immer mit den Steinen zerrieben werden; die Mühle war für immer unbrauchbar und Geld zu einer neuen war keines da. Die arme Großmutter hatte viel zu klagen und zu jammern. Der Großvater saß meistens auf der Ofenbank, suchte die Jammernde zu beschwichtigen und flocht derweilen seine kleinen Weidenkörbe.

So lange es fort und fort geschneit hatte und der tiefe Schnee weich geblieben war, hatte der Großvater seine Körbe selbst zum Käser hinauftragen müssen, denn wenn

er die Kinder geschickt hätte so wären sie im Schnee stecken geblieben. Da war kein gebahnter Weg den Berg hinauf; sogar der Großvater hatte Mühe durchzukommen, so tief sank er manchmal in die Schneehaufen.

Aber jetzt war der Himmel hell geworden und die hohen Schneefelder waren weit und breit so hart zugefroren, daß man darüber hingehen konnte, wie über eine feste Straße; nicht einmal unter den schweren Männern krachte das Eis. Nun konnten die Kinder einmal wieder auf die Wanderung geschickt werden. Das Stanzeli band ein Tuch um und der Seppli setzte die wollene Kappe auf, dann zogen sie aus, jedes sein Bündel Körbchen am Arm. Als sie nach einer guten halben Stunde an die Kapelle kamen, legte das Stanzeli seine Körbe hin und nahm den Seppli an der Hand, um hineinzutreten. Aber der Seppli war einmal wieder störrisch: „Ich komme nicht, ich will jetzt nicht beten, es friert mich an die Finger", behauptete er und stemmte seine Füße in den Boden ein, damit ihn das Stanzeli nicht vorwärts bringe. Aber es bat und zog ihn und erinnerte ihn daran, was der Pater Klemens gesagt hatte und war ganz ängstlich, so als könnte der Seppli sie beide um ein großes Gut bringen. Das Stanzeli hatte schon soviel von Jammer und Elend gehört und verstanden, daß es ihm als ein großes Glück und ein Trost erschien, so hinknieen und zu einem Vater im Himmel beten zu dürfen, der allen armen Menschen helfen will. Seppli gab

endlich nach und sie traten in die stille Kapelle ein. Das Stanzeli sagte leise und andächtig sein Gebet. Auf einmal ertönte ein sonderbarer Klagelaut durch die große Stille. Ein wenig erschrocken wandte sich das Stanzeli zu Seppli und sagte leise: „Mach nicht so in der Kapelle, du mußt still sein.“ Ebenso leise, aber grimmig antwortete Seppli: „Ich mache nicht, du machst so.“

In dem Augenblick ertönte der Klagelaut wieder, aber lauter. Der Seppli schaute forschend auf einen Punkt hin am Altar. Auf einmal packte er das Stanzeli am Arm und zog es mit solcher Macht von seiner Bank auf und dem Altar zu, daß es nicht anders als folgen konnte. Hier, am Fuße des Altars, halbbedeckt von der Altardecke, unter die es sich verkrochen hatte, lag ein weißes Schäfchen, zitternd und bebend vor Kälte und seine dünnen Beinchen so von sich streckend, als ob es vor Mattigkeit keine Bewegung mehr machen könne.

„Das ist ein Schaf; jetzt haben wir einmal etwas geschenkt bekommen, das man sehen kann“, erklärte der Seppli erfreut.

Das Stanzeli schaute mit großer Verwunderung auf das Tierchen. Auch ihm waren gleich die Worte des Pater Klemens in den Sinn gekommen und es glaubte nicht anders, als daß der liebe Gott, der jedem Betenden etwas schenkt, ihnen heute das Schäflein geschickt habe. Nur daß es so matt und wie halbtot dalag, war dem Stanzeli nicht

recht begreiflich. Es fing an, das Tierchen zu streicheln, um ihm zu zeigen, daß es sich nicht fürchten müsse; aber dieses regte sich kaum und nur von Zeit zu Zeit ließ es einen ganz wehmütigen Klageton hören.

„Wir wollen heim mit ihm und ihm einen Erdapfel geben, es hat Hunger“, sagte der Seppli, denn er kannte nur dieses Übel, das ihn auch schon öfter zu Klagetönen gebracht hatte.

„Was meinst du denn, Seppli? Wir müssen ja zum Käser hinauf“, erinnerte das pflichttreue Stanzeli. „Aber so allein können wir es auch nicht hier lassen“, und nachdenklich schaute das Kind auf das unruhig atmende Tierchen. „Jetzt weiß ich etwas“, fuhr Stanzeli nach einigem Nachsinnen fort, „so kann man es machen. Du hütest das Schäflein hier und ich laufe, soviel ich kann, zum Käser hinauf und komme wieder und dann gehen wir heim!“

Der Seppli war mit dem Vorschlag wohl zufrieden und sofort lief das Stanzeli davon; wie ein leichtes Reh schoß es das Schneefeld hinan.

Der Seppli setzte sich auf den Boden und betrachtete mit Wohlgefallen sein Geschenk. Das Schäfchen war von so schöner dicker Wolle bedeckt, daß der frierende Seppli Lust bekam, seine kalte Hand da hineinzustecken, und die wurde nun gleich so schön warm, daß er schnell auch die andere einsteckte. Nun rückte er ganz nah an das Tierchen

heran und es war wie ein kleiner Ofen für ihn; denn wenn es auch selbst vor Kälte zitterte, so war doch sein Wollenpelz für den Seppli ein herrliches Wärmemittel.

In kaum einer halben Stunde kam das Stanzeli wieder herangerannt, und nun wollten die Kinder ihr Geschenk in Freude dem Großvater und der Großmutter heimbringen. Aber umsonst probierten sie, das Schäfchen auf seine Beine zu bringen; es war so schwach, daß es gleich wieder hinfiel, wenn sie es ein wenig aufgerichtet hatten, und dann ganz kläglich wimmerte.

„Man muß es tragen“, sagte das Stanzeli, „aber es ist mir zu schwer; du mußt mir helfen“, und es zeigte dem Seppli, wie er anfassen müsse, daß es dem Schäflein nicht wehe thue, und so trugen sie es miteinander fort. Es ging freilich ein wenig langsam, denn es war ziemlich unbequem, so zu zweien mit der Last weiter zu kommen; aber die Kinder waren so erfreut über ihr Geschenk, daß sie nicht nachgaben, bis sie bei ihrer Hütte ankamen und nun mit der Überraschung in die Stube hineinstürzen konnten.

„Wir haben ein Schaf bekommen, ein lebendiges Schaf mit ganz warmer Wolle“, schrie der Seppli schon beim Eintritt, und wie sie nun ganz in der Stube drinnen waren, legten die Kinder das Schäfchen neben den erstaunten Großvater auf die Ofenbank hin. Dann fing auch das Stanzeli an und erzählte, wie alles gegangen sei

und wie es geradeso gekommen sei, wie der Pater Klemens ja schon immer gesagt habe, daß der liebe Gott einem jedesmal etwas schenke, wenn man betet, nur könne man es nicht immer gleich sehen.

„Aber heute kann man es sehen", fiel der Seppli erfreut ein.

Der Großvater schaute die Großmutter an, was sie etwa dazu denke, und sie sah wieder ihn an und sagte: „Was meinst du auch dazu, Joseph? Sag auch ein Wort."

Nach einigem Nachsinnen sagte dann der Großvater: „Man muß jetzt zum Pater Klemens hinauf und muß ihn fragen, wie das gemeint sei; ich will, denk' ich, selber gehen." Damit erhob er sich von seinem Sitz, setzte die alte Pelzkappe auf und ging.

Der Pater Klemens kam mit dem Großvater zurück. Nachdem er die Großmutter begrüßt und ihr ein paar gute Worte gesagt hatte, setzte er sich neben das todesmatt daliegende Schäfchen und betrachtete es. Dann nahm er das Stanzeli und den Seppli vor sich hin und sagte freundlich: „Seht, Kinder, so ist's: wenn ein Mensch betet, so schenkt ihm der liebe Gott ein fröhliches und zuversichtliches Herz, und das ist eine schöne Gabe, und an dem hangen dann noch viele andere, gute Gaben. Das Schäflein hier aber hat sich verirrt; es wird wohl von der großen Herde sein, die noch spät im Herbst einmal durchzog und der Hirt

wird ihm schon nachfragen. Es muß lang schon verloren sein, denn es ist ganz ausgehungert und fast tot, vielleicht bringen wir es nicht einmal mehr recht zum Leben. Zuerst muß man ihm nun ein wenig warme Milch eingeben und dann zusehen, was es weiter nehmen kann."

Der gute Pater hatte bei den letzten Worten das Schäfchen etwas aufgehoben und ihm mitleidig die Hand unter das Köpfchen gelegt.

Jetzt sagte der Großvater zaghaft: „Wir wollen thun, was wir können. Stanzeli, geh und sieh nach, ob noch ein Tropfen Milch da ist."

Aber der Pater Klemens wehrte dem Stanzeli hinauszugehen und sagte: „Ich meine es nicht so; wenn es euch recht ist, so nehme ich das Schäfchen zu mir, es hat Platz bei mir und ich kann es pflegen."

Das war eine große Erleichterung für die beiden Alten, denn das Schäflein Hungers sterben lassen wollten sie ja nicht, und wo etwas hernehmen, um es aufzufüttern, das wußten sie nicht.

Jetzt nahm Pater Klemens das matte Tierchen auf seinen Arm und wanderte so mit ihm dem alten Kloster zu. Der Seppli guckte ihm lange nach und knurrte ein wenig.

Nach ein paar Tagen sah der Großvater schon wieder den Pater Klemens auf sein Häuschen zukommen und verwundert sagte er zur Großmutter: „Was meinst du, warum kommt der gute Vater schon wieder zu uns?"

„Das Schaf wird wohl umgekommen sein, und jetzt will er es uns sagen, daß wir nicht etwa vom Hirten vergebens einen Batzen Finderlohn erwarten", meinte die Großmutter.

Pater Klemens trat ein; man konnte ihm ansehen, daß er keine frohe Botschaft zu bringen hatte. Das Stanzeli und der Seppli kamen ihm gleich entgegengesprungen, um ihm die Hand zu geben. Er streichelte beide freundlich, dann sagte er leise zum Großvater: „Es wäre mir recht, wenn Ihr die Kinder ein wenig fortschicktet, ich habe mit Euch zu reden."

Dem Großvater wurde es ein wenig unsicher zumute und er dachte bei sich: „Wenn ich nur wenigstens die Großmutter ein wenig abseits thun könnte, daß sie's nicht hört, wenn etwas Schlimmes muß berichtet werden." Er gab nun dem Stanzeli die zinnerne Flasche an den Arm und sagte: „Geh mit dem Seppli und hol die Milch, und wenn es noch ein wenig zu früh ist, so könnt ihr oben beim Bauer warten, es ist warm im Kuhstall."

Als die Kinder fort waren, rückte der Pater seinen Stuhl näher zum Bett der Großmutter und sagte: „Kommt auch ein wenig näher, Joseph, ich muß euch beiden etwas mitteilen, ich thu' es aber ungern: der Sepp hat etwas angestellt."

Kaum war dieses Wort ausgesprochen, so erhob die Großmutter einen furchtbaren Jammer und rief ein Mal

ums andere aus: „Ach du mein Gott, daß ich das noch erleben muß! Das war noch meine letzte Hoffnung, daß der Sepp noch einmal umkehre und heimkomme und uns beistehe in unseren alten Tagen, und nun ist alles aus. Vielleicht müssen wir auch noch eine große Schande tragen und haben uns doch ehrlich und redlich durchgebracht bis ins hohe Alter. Ach wie gern wollte ich auch über gar nichts mehr jammern und ohne Murren auf meinem harten Bett liegen und mein Leben lang keinen rechten Schluck Kaffee mehr bekommen, wenn nur das nicht sein müßte mit dem Sepp! Ach, wenn er nur nicht sich und uns ins Unglück und in die Schande hineingebracht hätte!"

Auch der Großvater saß sehr erschrocken und niedergeschlagen da.

„Was hat er auch gemacht, Vater?" fragte er zögernd, „ist's bös?"

Der Pater antwortete, er wisse noch gar nicht, was es sei; er habe nur vernommen, der Sepp habe drüben über dem Zillerbach etwas angestellt und er habe es jetzt mit dem Herrn Oberamtmann auf dem Rechberg zu thun, der werde ihn wohl einstecken lassen.

„Ach, du mein Gott, dort drüben hat er's gethan?" brach die Großmutter aufs neue aus. „Ach, wie wird es dem ergehen! Den werden sie gewiß scharf genug abstrafen, schon weil er den anderen Glauben hat."

„Nein, nein, das müßt Ihr nicht so nehmen, Groß-

mutter", fiel hier der Pater abwehrend ein, „das ist nicht so. Der Herr Oberamtmann ist nicht ungerecht, und was den Glauben anbetrifft, so denkt er gut darin; ich habe ihn selbst mehr als einmal sagen hören: ‚Ein frommer und gottesfürchtiger Mensch auf dieser Seite vom Zillerbach und ein solcher auf der anderen Seite, die beten beide ganz zu demselben Vater im Himmel, und das Gebet des einen ist diesem geradeso lieb, wie das des anderen.' Den Herrn Oberamtmann drüben kenne ich schon seit vielen Jahren, und ich kann Euch auch sagen, daß ich schon viele hundert Male in erbaulichen Gesprächen mit ihm und seiner Frau zusammengesessen bin und wir haben uns so gut verstanden, daß es uns immer ganz wohl geworden ist dabei, so daß es mich recht hinüberzieht, wenn ich lang' nicht dort gewesen bin. Jetzt habe ich auch im Sinn, nächstens wieder hinüberzugehen und zu sehen, wie es mit dem Sepp steht, und etwa ein gutes Wort für ihn bei dem Herrn Oberamtmann einzulegen."

Über dieses Vorhaben waren die beiden Alten sehr froh und dankbar, aber der Großmutter stieg der Kummer noch einmal an und sie sagte klagend: „Wenn ich es nur nicht verschuldet habe, daß es jetzt so bös mit uns kommen muß, weil ich so viel gejammert und geklagt habe über die geringen Dinge. Ich will es aber gewiß nicht mehr thun und geduldig sein, Pater Klemens. Was meint Ihr auch, wird auch unser Vater im Himmel meine Buße annehmen und mich nicht so hart strafen?"

Der Pater tröstete die Großmutter noch und ermahnte sie, bei ihrem guten Vorsatz zu bleiben. Dann stand er auf und versprach ihr, wiederzukommen, sobald er auf dem Rechberg gewesen sei und Bericht von Sepp bringen könne.

Der Großvater begleitete den Pater bis vors Haus, da fragte er: „Und wie ist's mit dem kleinen Schaf? Lebt's noch oder ist's umgekommen?"

„Nichts, nichts von Umkommen", antwortete fröhlich Pater Klemens, „rund und voll wird's und schon macht's wieder lustige Sprünge, und ein so zutrauliches Tierlein ist's, daß es mir leid thun wird, es herzugeben, wenn einmal der Hirte vorbeikommt. Ich habe ihm Bericht geschickt, daß das Schäflein bei mir sei; so wird er's wohl da lassen, bis er sonst in die Gegend kommt; und nun behüt' Euch Gott!" Der Pater schüttelte dem Großvater die Hand und ging eilends davon, denn er hatte noch andere Kranke zu trösten, die sehnsüchtig auf ihn warteten; war doch in ganz Altkirch und noch weit darüber hinaus der gute Pater Klemens der Tröster aller Armen und Kranken.

Kapitel V.

Der Weihnachtsabend.

Der langersehnte Weihnachtstag war gekommen. Vom frühen Morgen an waren Kurt und Karl im Fieber der Erwartung von einem Zimmer ins andere und die Treppe hinauf und wieder herunter gewandert, und nirgends konnten sie einen festen Halt finden, denn das überwältigende Gefühl des nahenden Glücks trieb sie immer wieder umher. Bei der steten Bewegung hatten sie die Empfindung, als könnten sie dem Abend ein wenig schneller entgegengehen.

Lissa saß ganz still in einem Winkel und gab kaum Bescheid, wenn die Brüder bei ihr anlangten und sie in ihre hochfliegenden Hoffnungsgedanken hineinziehen wollten. Einen solchen Weihnachtstag hatte Lissa noch nicht erlebt. Wie war sie sonst voll freudiger Unruhe und brennendster Erwartung auf den Abend! Wie war sie voller Glück und Wonne, daß sie nichts Herrlicheres kannte als diese Stunden der Erwartung und dann auf einmal die Erfüllung! Die Erfüllung all' der vielen, vielen Wünsche

im strahlenden Lichterglanz! Jetzt saß sie da und wollte so gern sich freuen, wie die Brüder; aber es lag auf ihr wie eine erdrückende Bürde, die jedes Freudengefühl erstickte, und wenn sie sich zwingen wollte, alles abzuwerfen und zu vergessen und sich doch auf den Abend zu freuen, wie ehemals, so war es ihr, als höre sie auf einmal jemand kommen, der hätte das Krausköpfchen tot gefunden und wußte, daß sie es verloren und vergessen hatte, und wollte es eben dem Vater sagen. Dann kroch sie noch tiefer in die Ecke hinein und lauschte scharf, und mit der Freude war es ganz vorbei, sie kam nicht mehr in ihr Herz.

Gegen Abend hatten Kurt und Karl endlich einen Augenblick der Ruhe gefunden, oder vielmehr die Spannung, die nun ihren höchsten Punkt erreicht, hatte sie beide zusammen auf einen Schemel gebannt, wo sie vor lauschender Erwartung nur noch leise Worte miteinander zu sprechen vermochten.

„Was meinst du mit dem Krocketspiel mit farbigen Kugeln?" flüsterte Karl; „glaubst du, daß das Christkind daran denkt?"

„Vielleicht", gab Kurt leise zurück; „aber weißt du was? ich wollte noch viel lieber, es hätte an einen neuen Schlitten gedacht; denn siehst du, der Keßler läuft nicht gut und dann haben wir nur noch die Geiß; und wenn die Lissa wieder einmal lustig wird, dann sollst du sehen, wie die schlitten will, das kenn' ich, und dann bekommen

wir zwei die Geiß nie und auf dem Keßler haben wir nicht einmal beide Platz."

„Ja, aber dann die Festung; weißt du, Kurt, wie viel tausendmal wir schon gern eine Festung gehabt hätten?" erinnerte Karl; „fast noch lieber wollten wir keinen Schlitten, meinst du nicht auch?"

„Ja schon", sagte Kurt zögernd, denn ihm war schon wieder ein neuer Gedanke aufgestiegen. „Oder wenn das Christkind eine Farbenschachtel brächte und wir wieder die großen Soldaten-Bilderbogen malen könnten?"

„O! o!" stöhnte Karl ganz zusammengepreßt vor entzückender Erwartung.

Jetzt trat die Mutter ins Zimmer. „Kinder", sagte sie, und winkte mit dem Finger, „drüben sind die Lichter angezündet beim Klavier; nun gehen wir, ein Lied zu singen. Wo ist Lissa?"

In der Dämmerung hatte die Mutter nicht bemerkt, daß Lissa in der Ecke saß; auch die Brüder hatten es nicht gewußt; sie hatte keinen Laut von sich gegeben. Jetzt trat sie hervor und alle gingen hinüber zum Klavier. Da setzte sich die Mutter hin und spielte und sang vor. Kurt und Karl stimmten aus voller Kehle mit ein und Lissa sang leise mit. Und als nun im Lied die Worte kamen:

„Jesus ist größer, Jesus ist größer,
Der unser traurig Herz erfreut" —

da sang der Karl sie so fröhlich schmetternd, daß man

merken konnte, er hatte zur Zeit kein trauriges Herz. Aber die Lissa hatte erfahren, was das ist, ein trauriges Herz zu haben; sie schluckte und schluckte und konnte nicht weiter singen. Als das Lied zu Ende gesungen war, stand die Mutter auf und sagte: „Nun bleibt ihr still zusammen hier, bis ich wiederkomme.“ Aber Lissa lief ihr nach und rief kläglich:

„Mama! Mama! Kann ich dich nicht etwas fragen?“

Die Mutter zog das Kind in ihre Schlafkammer hinein und fragte, was es begehre.

„Mama, kann der Herr Jesus alle, alle traurigen Herzen wieder fröhlich machen?“ fragte Lissa beängstigt.

„Ja Kind, alle“, gab die Mutter zur Antwort, „alle, was auch auf ihnen liege; nur das eine kann er nicht fröhlich machen, das ein Unrecht festhalten und es nicht ablegen will.“

Jetzt brach Lissa in lautes Weinen aus: „Ich will es ja nicht mehr festhalten“, schluchzte sie auf, „ich will es ja sagen. Ich habe das Krausköpfchen doch noch mitgenommen und habe es dann vergessen und verloren, und dann habe ich es verschwiegen, und ich bin schuld, daß es verhungert und erfroren ist, und ich kann mich gar nicht mehr freuen, über gar nichts.“

Jetzt zog die Mutter Lissa liebreich zu sich und sagte tröstend:

„Jetzt hast du erfahren, liebes Kind, wie ein Unrecht,

das wir im Herzen festhalten, uns furchtbar unglücklich macht; daran wirst du denken und es nie wieder thun wollen. Nun aber hast du es reuig bekannt und nun kann und will der heilige Christ in dein Herz einziehen und es wieder fröhlich machen, denn heute will er alle Herzen ganz besonders erfreuen. Jetzt trockne deine Thränen weg und geh zu den Brüdern hinüber, ich komme dir bald nach."

Der Lissa war ein solches Gewicht vom Herzen genommen und so leicht und frei fühlte sie sich, daß sie am liebsten über alle Berge gesprungen wäre. Erst jetzt stieg mit einemmal und mit aller Macht das Bewußtsein in ihr auf: Heut' ist Weihnachten! Was kann heut' noch alles geschehen? Es jubelte alles auf in ihr. Ein einziger Schatten stieg zwischendurch noch in ihrem Herzen empor: Das Krausköpfchen! Wo mochte das verhungerte Krausköpfchen jetzt liegen?

Als Lissa in frohen Sprüngen zu den Brüdern herüberkam, mußten sie sich sehr verwundern; aber Karl sagte gleich:

„Es ist gut, daß du wieder so bist; ich habe aber schon gedacht, zu Weihnachten würdest du dann wieder froh werden."

Jetzt mußte Lissa ihrer freudigen Erregung und ihren eben erst erwachten Hoffnungen ein wenig Luft machen zu den Brüdern; aber wie sie mitten im eifrigen Mitteilen war, ertönte laut und noch lauter die Glocke des Hauses

und Karl rief schneeweiß vor Erregung: „Das Christkind!“ In dem Augenblick machte die Mutter die Thür auf und ein Lichtstrom floß von drüben herein — die Kinder stürzten hinüber.

Da strahlte und schimmerte und funkelte es ringsum, und vor wunderbarer Herrlichkeit konnte man erst gar nicht erkennen, was alles da war. Aber in der Mitte stand ein großer Tannenbaum mit hellen, strahlenden Lichtern von oben bis unten auf allen Zweigen, und rosige Engelchen und glänzende Sommervögel schwebten um die Lichter, und rote Erdbeeren und schimmernde Kirschen und goldige Birnen und Äpfelchen hingen an allen Ästen, und in sprachlosem Entzücken liefen die Kinder hin und her um den Baum herum. Aber mit einemmal kam etwas hereingerannt, und plötzlich wurde Lissa fast umgeworfen; sie stieß einen ungeheuren Freudenschrei aus – wahrhaftig, da war das Krausköpfchen! Kugelrund und frisch und mutwillig stieß es an die Lissa an und rieb sein Köpfchen an ihr und blökte laut auf vor Freude. Kurt und Karl stürzten herzu bei dem bekannten Ton und konnten fast nicht glauben, was sie sahen. Nicht verhungert, nicht erfroren, ganz lebendig und lustig war das Krausköpfchen wieder da! Sie erdrückten es fast vor Liebe und Freude.

Aber Karl hatte eben noch etwas erblickt; er that einen hohen Sprung auf die Seite: „Kurt! Kurt!“ schrie er außer sich, „die Festung! die Festung!“ Aber Kurt war

schon auf die andere Seite gesprungen und rief zurück, „Komm hieher! Komm hierher! Da ist der neue Schlitten! O, der prachtvolle Schlitten!“ Und wie Karl hinzurannte, schrie er noch einmal auf: „O! O! Da steht die Farbenschachtel! O! so viele Pinsel drinnen!“

Lissa drückte und liebkoste immer noch das Krausköpfchen, denn seine Erscheinung war für sie das liebste Geschenk. O, wie konnte sie jetzt wieder fröhlich sein! Alles, alles war vorbei, was sie gequält hatte, alles war wieder gut! Wie war es nur auch möglich?

Auf einmal erblickte Lissa zwei Augen, ganz groß aufgesperrt, die starrten auf den strahlenden Baum in regungsloser Bewunderung. Das mußte ja der Seppli sein. Lissa stand vom Boden auf, wo sie beim Krausköpfchen gekauert hatte — richtig, da stand auch das Stanzeli neben dem Seppli und schaute mit staunenden Augen zu all' den leuchtenden Herrlichkeiten auf.

Lissa ging zu den Kindern hin: „Bist du heut' auf einmal zu mir gekommen, Stanzeli?“ fragte sie. „Gelt, der Baum ist schön? Hast du gewußt, daß heute das Christkind kommen werde?“

„O nein! O nein!“ sagte das Stanzeli ganz schüchtern und leise, „aber deine Mutter hat uns da hineingeführt. Erst heut' hat der Pater Klemens gesagt, das Schäfchen gehöre euch, wir dürften es herüberbringen.“

„So habt ihr das Krausköpfchen gebracht? Aber woher

denn, Stanzeli? Wo war es denn? Wie kann es nur so gesund sein und so aussehen?"

Jetzt trat die Mutter herzu und sagte der Lissa, sie werde dann alles hören von ihr; nun aber solle sie die Kinder zu dem Tisch hinüberführen am Fenster, denn das Christkind habe auch an sie gedacht. Aber zuerst brachte kein Zureden den Seppli vom Fleck weg; denn einen solchen leuchtenden Baum mit den lockenden, schimmernden, wunderbaren Sachen an allen Ästen hatte er in seinem Leben noch nie gesehen; er konnte seine Augen nicht mehr davon abwenden. Er that absolut keinen Schritt vorwärts, wie lockend auch die Einladung tönte. Zuletzt sagte Lissa:

„Komm nur, Seppli, du kannst dort beim Tisch ganz präcis gleich den Baum sehen und dann erst noch dazu, was dir das Christkind gebracht hat."

Jetzt bewegte sich der Seppli langsam und ohne vom Baum wegzusehen. Aber der Tisch bot ihm einen Anblick dar, den er nicht erwartet hatte. Auf einem Teller lag ein Lebkuchen, so groß, wie er noch gar nie einen gesehen hatte, und ringsum lagen rote Äpfel und große Nüsse eine ganze Menge. Und daneben lag ein fester Rückentornister, in dem man alles tragen konnte, was man in der Schule brauchte, so daß man dann nie etwas verlor. Und das Buch und die Tafel und die Griffel, die der Seppli von Ostern an alle brauchen mußte, lagen schon darin. Und daneben lag noch ein ganz festes Wams für den Seppli,

wie er in seinem Leben noch keines gehabt hatte. Seit die Lissa gesagt hatte: „Das gehört dem Seppli", stand er wie versteinert an dem Tisch und schaute einmal nach dem Stanzeli, ob es auch glaube, es sei wahr, und dann wieder auf seine Schätze.

Das Stanzeli konnte sein schönes, warmes Röckchen und die prächtig gefüllte Nähschachtel, die noch samt dem großen Lebkuchenteller daneben stand, auch nicht genug ansehen. Aber jetzt erschrak es sehr, denn der Herr Oberamtmann kam auf einmal mit einem Manne, der vorher mit dem Hans und der Trine bei der Thür gestanden hatte, gerade zu ihm hin, und der Herr Oberamtmann sagte:

„Da seht einmal hin, kennen werdet Ihr sie freilich nicht mehr."

Dann ging er wieder weg.

Der Mann streckte seine Hand aus:

„Gieb mir die Hand, Stanzeli", sagte er. Das Kind gehorchte und schaute mit seinen ernsthaften Augen fragend zu ihm auf.

„Stanzeli! Stanzeli!" sagte er jetzt ganz bewegt, „thu nicht so fremd zu mir! Du siehst ja grad' aus den Augen wie deine Mutter selig. Komm, sag ein Wort, Stanzeli, ich bin ja der Vater und du siehst mich grad' an wie sie." Und er mußte sich einmal ums andere die Augen wischen.

„Wir haben nur einen Großvater und dann noch eine

Großmutter", erklärte jetzt der Seppli, der allem zugesehen hatte, bestimmt.

„Nein nein, sicher, Seppli, ihr habt auch einen Vater, der bin ich", sagte der Vater und nahm jedes der Kinder bei einer Hand. „Ich will es euch gewiß jetzt zeigen, aber ihr müßt mich auch kennen. Stanzeli, gelt, du willst mit deinem Vater freundlich sein? Du bist ja grad' so geworden, wie deine Mutter war."

Der Mann mußte immerfort über seine Augen wischen.

„Ja, ich will schon", sagte das Stanzeli zaghaft, „aber ich kenne Euch gar nicht."

Der Oberamtmann hatte bis jetzt von der Seite auf die kleine Gruppe am Tisch hingeblickt; nun trat er wieder hinzu. „Sepp", sagte er ernsthaft, „ich weiß noch einen Vater und auch eine Mutter, denen es weh thut, daß der Sohn sie nicht mehr kennt und kein gutes Wort und keinen dankbaren Gegendienst für sie hat, die ihm die eigenen Kinder so gut erhalten haben. Aber heut' ist Weihnachten, heut' sollen alle fröhlich werden. Geht, Sepp, spannt den Braunen in den Schlitten ein, Ihr sollt Eure Kinder heimfahren; das andere will ich Euch überlassen."

„Vergelt's Gott dem Herrn Oberamtmann, vergelt's Gott alles tausendfältig", sagte der Sepp und konnte es vor Rührung fast nicht herausbringen. „Der Herr Oberamtmann soll gewiß mit mir zufrieden sein, so gewiß, als

ich wünsche, daß unser Herrgott meiner armen Seele gnädig sei."

„Gut! Gut! Jetzt drauf und dran, Sepp, und das dort kommt mit auf den Schlitten", und der Oberamtmann deutete auf einen ungeheuren Ballen, der neben dem Tisch der Kinder lag. Der Sepp nahm ihn auf seine Schultern und ging.

Nun wurden alle die Gaben schön zusammengepackt, die dem Stanzeli und Seppli gehörten, und dann verabschiedeten sich die Kinder und es wurde ausgemacht, im Frühling sollten Seppli und Stanzeli am ersten schönen Sonntag wiederkommen und dann würden auch einmal Lissa und ihre Brüder nach Altkirch kommen, denn sie wollten so bald als möglich den Pater Klemens besuchen mit dem Krausköpfchen, um ihm zu danken für seine gute Verpflegung. Nun nahm die Trine jedes der Kinder an eine Hand, um sie unten im Schlitten einzupacken, und die Mutter rief ihr noch einmal nach:

„Trine, packt sie beide um und um in die große Schlittendecke ein, daß sie nicht frieren können."

Drinnen unter dem Christbaum dauerte aber noch lange, lange Zeit die Freude und der Jubel fort über die vielen, vielen wundervollen Gaben, die da ausgebreitet waren, und vor allem immer wieder über das neugeschenkte, fröhlich blökende Krausköpfchen. —

Um die Zeit, da der kräftige Braune mit dem Schlitten

von dem Hause des Oberamtmanns wegtrabte, kam über den mondbeschienenen Fußweg vom alten Kloster herunter der Pater Klemens gegangen. Er lächelte vergnüglich vor sich hin, denn er gedachte des Besuches, den er vor zehn Tagen drüben auf dem Rechberg gemacht hatte; wie es sich da erzeigt hatte, daß es um den Sepp doch nicht so schlimm stand, wie zu befürchten war. Der Sepp war einem Meister fortgelaufen, der ihn übel behandelt hatte. Der Meister war aber ein reicher und angesehener Bauer und wollte sich so etwas nicht gefallen lassen. Er fing einen großen Lärm an und verklagte den Sepp, und so kam die Sache vor den Oberamtmann; aber der sagte, ein Knecht dürfe nicht mißhandelt werden, wer auch der Meister sei, und der Sepp konnte seiner Wege gehen. So weit hatte der Pater die Sache vom Herrn Oberamtmann selbst erfahren und nun erzählte er diesem ein wenig von den alten Eltern des Sepp und seinen zwei Kindern, und wie der Sepp nicht böse geartet sei, aber leichtfertig, und wie er seit dem Verlust seiner Frau ganz aus dem guten Geleise gekommen sei, und meinte, wenn der Herr Oberamtmann ihm wollte ein wenig zureden, so könnte er einen Eindruck auf ihn machen zum Guten. Der Oberamtmann hatte dann dem Pater versprochen, das zu thun, und nachher hatte die Frau Oberamtmann noch weiter nach der Haushaltung des Weiden-Joseph und den Kindern gefragt, und so war man von einem auf das andere gekommen.

Zuletzt hatte der Pater auch noch von dem Schäfchen erzählt, das die Kinder gefunden hatten und das nun in seiner Pflege war. Da kam dann auf einmal heraus, wem das verlorene Schäfchen gehörte, und daß es das Krausköpfchen war. Da hatten der Herr und die Frau Oberamtmann eine sehr große Freude gezeigt und den Pater beauftragt, die Kinder doch selbst mit dem Schäfchen herüber zu schicken, und zwar am Weihnachtstag, damit sie auch einen Festabend mit einem Christbaum hätten.

Das war nun für den guten Pater eine außerordentliche Freude; er hatte aber von dem Christbaum kein Wort gesagt, weder den Alten noch den Kindern, und so lächelte er eben jetzt wieder ganz vergnüglich im Gedanken an die Überraschung der Kinder. Und da er gern ihre fröhlichen Gesichter sehen wollte und auch die Alten noch ein wenig froh zu sehen hoffte, wanderte er jetzt noch in der Dunkelheit der Weidenhütte zu. Sobald er in die Stube trat, rief die Großmutter ihm entgegen: „Gottlob, daß Ihr kommt, Vater! So bekommt man doch noch ein Wort zum Trost. Jetzt ist es schon so dunkel und die Kinder sind noch auf dem Weg und müssen ja über den Zillerbach. Ach, wenn ihnen nur auch nichts begegnet ist."

„Nein, nein, Großmutter", sagte der Pater mit fröhlichem Ton, „heut' wollen wir nicht mehr jammern, heut' ist Freude, und der heilige Christ wacht heute besonders über die Kinder und läßt keinem etwas geschehen. Jetzt

wollen wir ein gutes Wort miteinander reden, so geht die Zeit am besten dahin, und Ihr kommt auch da herüber, Joseph, und haltet mit."

Unterdessen ließ der Sepp den Braunen traben, daß es war, als flöge der Schlitten, denn den Sepp hatte ein solches Verlangen erfaßt, wieder einmal heimzukommen, daß es ihm gar nicht schnell genug ging. Seit sechs Jahren war er nicht mehr dagewesen, und war ihm zwischendurch hier und da der Gedanke an die Heimat aufgestiegen, so hatte er nur immer eine große Traurigkeit und Leere vor sich gesehen, wie er sie damals empfunden hatte, als ihm die Konstanze gestorben war. Um diesen Gedanken zu entfliehen, war der Sepp dann immer noch ein wenig weiter fortgelaufen. Aber heute, seit er seine Kinder gesehen, kam ihm alles anders vor, und das Stanzeli hatte ihm so lebendig die selige Mutter vor Augen gebracht und alle die friedlichen Tage, die er mit ihr und seinen Eltern in der Weidenhütte verlebt hatte, daß er meinte, er könne es nicht aushalten, bis er die Hütte und Vater und Mutter wiedersehe.

Jetzt hielt der Schlitten bei den Weiden. Der Sepp hob seine Kinder hinaus und warf die dicke Decke über den Braunen hin. Dann nahm er auf der einen Seite das Stanzeli und auf der andern den Seppli an der Hand und trat in die Stube ein. Da übernahm es den Sepp aber so, daß er schluchzend auf das Bett zulief und ausrief: „Mutter! Vater! Seid doch nicht mehr böse über

mich und verzeiht mir's. Ich will auch gewiß thun, was ich kann, daß ihr noch bessere Tage sehet. Ich weiß wohl, daß ihr hart durch mußtet; aber es muß, will's Gott, besser werden von heut' an."

Vater und Mutter mußten weinen vor Freude, und die Mutter sagte nur immer zwischendurch: „Ach Sepp, Sepp, ist es auch möglich! Ich hätte nie glauben können, daß unser Herrgott dir das Herz so umkehren könnte. Jetzt will ich aber auch nur noch loben und danken, so lange noch ein Atem in mir ist." Und der Vater gab dem Sohn die Hand und sagte: „So ist's recht, Sepp, es soll auch alles verziehen und vergessen sein, und sei du uns willkommen! Jetzt sag aber auch, wie du zu den Kindern kommst und wie es mit dir steht."

Erst mußte der Sepp dem Pater Klemens noch die Hand drücken, der mit stillvergnügtem Lächeln allem zugehört hatte. Dann erfuhren die Eltern zu ihrem Erstaunen, daß der Herr Oberamtmann den Sepp als Knecht eingestellt und ihm schon sein Roß mit dem Schlitten anvertraut hatte. Da der Hans und die Trine auf Neujahr einen eigenen Hausstand gründen wollten, so war der Platz für einen Knecht frei geworden, und der Sepp fügte hocherfreut bei: „Und was für ein Platz! Ein so guter Herr, der einem zuredet wie ein Vater, und dazu ein so schöner Lohn und so manches Stück an Kleidern das Jahr durch, das weiß ich vom Hans. Ich habe aber schon den Herrn

Oberamtmann gebeten, mir nichts von meinem Lohn zu geben, daß ich nichts verthun kann und ihr am Ende vom Monat alles bekommen könnt. Jetzt habe ich euch freilich noch nichts zu bringen, als nur den guten Willen."

„Der ist auch was wert, und unser Herrgott lege seinen Segen darauf, Amen!" sagte der Pater Klemens.

Der Seppli war schon lange schwerbeladen hin- und hergewandert und hatte keinen Platz und keine Aufmerksamkeit für seine Schätze gefunden. Aber jetzt konnte er an das Lager der Großmutter vordringen und bald hatte er nun das halbe Bett mit seinen Geschenken überdeckt, und wie das Stanzeli das sah, kam es schnell herbei und überdeckte die andere Hälfte mit den seinigen. So schaute der Kopf der Großmutter wie mitten aus einem Jahrmarkt heraus und sie mußte die Hände zusammenschlagen vor Verwunderung und wieder sagen: „Ist auch so etwas möglich!" Als aber nun der Sepp auf einmal noch den großen Ballen hereinbrachte und auseinanderrollte und nun drei, vier schöne, warme Bettstücke zum Vorschein kamen, da konnte die Großmutter vor Überraschung und großem Dank gar nichts mehr sagen, aber sie hatte jetzt die Hände gefaltet und dankte gewiß im stillen fort und fort. Der Großvater aber hob den harten Gegenstand vom Boden auf, der mitten aus den Bettstücken hervorgerollt war, und die Augen des Alten glänzten vor Freude, denn sein einziger Wunsch war in Erfüllung gegangen: er hielt eine nagelneue

Kaffeemühle in der Hand. Nun konnte er endlich einmal wieder ein rechtes Pulver bekommen und der Großmutter den Trank bereiten, wie er sein mußte.

Ein solcher Weihnachtsabend voll Glück und Freude war in der Hütte des Weiden-Joseph noch nie gefeiert worden. Der Sepp erlebte auch noch die ersehnte Freude, daß seine Kinder sich zutraulich auf ihn setzten, der Seppli auf das eine Knie, das Stanzeli auf das andere, und nun jedes den Vater am besten kennen wollte; denn da sie gesehen hatten, wie er den Großvater und die Großmutter lieb hatte und so nahe zu ihnen gehörte, da hatten sie ihn auch lieb und merkten, daß sie zu ihm gehörten.

Nun mußte der Sepp aber auf den Rechberg zurück; aber er wußte, daß er bald wiederkommen und jeden Sonntagnachmittag mit seinen Leuten zubringen durfte, das hatte ihm der Oberamtmann gesagt.

Als er schon im Schlitten saß und eben abfahren wollte, schoß der Seppli noch einmal herbei und rief: „Vater, wart, ich muß dir noch was sagen!“ und als der Vater sich hinausbog, sagte der Seppli eindringlich in sein Ohr: „Vater, wenn du an der Kapelle vorbeikommst, so vergiß auch nicht, hineinzugehen und zu beten; weißt, der liebe Gott schenkt einem dort immer etwas, man kann es zuerst nur nicht sehen aber nachher dann schon.“

Denn der Seppli hatte gut gemerkt, daß alle die reichen Gaben von heute mit dem Schäfchen zusammenhingen, das

ihnen der liebe Gott in der Kapelle zugeführt hatte, und erinnerte sich wohl, wie er sich geweigert hatte, hineinzugehen; das wollte er aber nie mehr thun.

Zwischen dem Rechberg und Altkirch ist ein großer Verkehr geblieben. Der Sepp ist als treuer und anhänglicher Knecht beim Herrn Oberamtmann und geht alle Sonntagnachmittag nach Altkirch hinüber und bringt ein frisches, weißes Brot mit zum Kaffee. Der schmeckt nun auch, aus der neuen Mühle kommend, der Großmutter wieder so gut, daß er sie vereint mit anderen stärkenden Mitteln, die vom Rechberg herübergeschickt werden, wieder zu neuen Kräften gebracht hat. Nun kann sie wieder selber herumwirtschaften und den Sepp in der aufgeräumten Sonntagstube fröhlich mit dem Großvater und den Kindern empfangen, so daß der Sepp die ganze Woche sich darauf freut und nun immer im stillen sagen muß: „Daheim ist's doch am schönsten."

Von Zeit zu Zeit dürfen seine Kinder ihn auch auf dem Rechberg besuchen; dann giebt es jedesmal einen lustigen Tag für alle die Kinder zusammen, und das Krausköpfchen ist immer dabei und macht mit, und oftmals schon, wenn Lissa es anschaute, dachte sie: „O, wie ist mir wieder wohl! In meinem Leben will ich kein Unrecht mehr im Herzen zurückbehalten."

Rosenresli.

Kapitel I.

Zur Zeit der Rosen.

Der Dorfweibel Dietrich in Wildbach, der früher ein ordentliches Heimwesen besessen, war seit einigen Jahren sehr heruntergekommen und hatte dadurch auch Amt und Brot verloren. Seine einzige Beschäftigung bestand darin, hier und da aus seinem unbebauten Acker einige Büschel Gras auszureißen, die er der mageren Geiß als Mittagsmahl heimbrachte; für ihn und sein Pflegekind gab's dann nur einige Kartoffeln und ein wenig Milch. Nach Tische verschwand Dietrich und erschien erst gegen Abend wieder, um die Geiß zu melken. Dann sah man ihn daheim nicht mehr; jedermann wußte aber, daß er bis spät in die Nacht hinein im Wirtshaus saß, und daß ihm gar bald Haus und Acker und Geiß würden genommen werden, um seine Schulden damit zu bezahlen. So lange seine Frau gelebt hatte, war alles noch besser gegangen. Sie hatten mehr Feld und eine Kuh gehabt, und früh und spät hatte die Frau treulich gearbeitet. Eigene Kinder hatten sie nie ge-

habt, aber ein verwaistes Schwesterkind von Dietrich lebte seit drei Jahren bei ihnen. Vor einem Jahre hatte er seine Frau verloren und seither war es so rasch abwärts mit ihm gegangen, so arg, daß sich nur jeder über das frische, blühende Aussehen des Kindes wundern mußte. Es war jetzt acht Jahre alt und hieß überall nur das Rosenresli, denn es wurde niemals gesehen, ohne daß es ein Röslein in der Hand oder im Mund oder vorgesteckt hatte, denn das Resli — Therese war sein ursprünglicher Name — hatte ein solches Wohlgefallen an den Rosen, daß es mit seinen fröhlichen blauen Augen so lange in jeden Garten, worin Rosen standen, hineinguckte, bis die Leute darin freundlich riefen: „Willst eine?“ Und freudestrahlend steckte Rosenresli die kleine Hand durch das Gitter und nahm dankbar seinen Schatz in Empfang. So sah man das Kind immerfort von Rosen umgeben, sobald sie nur da waren, und jedermann kannte das blühende Rosenresli und hatte es gern. Den Vetter sah es nicht viel. Am Morgen ging es zur Schule, mittags sagte er gewöhnlich: „Ich komme nicht heim am Abend, du findest wohl noch etwas zu essen.“ Aber der Schrank war immer leer, und es war gut, daß hier und da ein Kind in der Schule dem Rosenresli Äpfel oder Birnen, auch wohl ein Stück Brot geschenkt hatte, und selbst wenn es oft hungern mußte, so konnte es doch immer frei dahin und dorthin nach den Gärten laufen, wo die Rosen standen, und einige bekommen, und über dieser Freude vergaß es alles andere.

Auch heute hatte das Kind kein Abendessen gefunden, dennoch sprang es jetzt glücklich über die Wiesen. Es war ein lichter Sommerabend. Die Schmetterlinge flatterten auf und nieder in der blauen Luft und hoch oben flogen die Schwalben im Kreis herum nnd zwitscherten so sommerlich, und ringsum in den Wiesen zirpten so fröhlich die Grillen, daß dem Rosenresli auch immer froher zumute wurde und es immer höher sprang, so als wollte es auffliegen mit den Schmetterlingen. So kam es in kurzer Zeit bei dem Garten an, der draußen am Waldhügel lag und immer die schönsten Rosen hatte. Der Garten war von einem hölzernen Zaune umgeben, und Rosenresli kletterte schnell auf die unteren Holzstufen und schaute sehnsüchtig in den Garten hinein.

„Komm nur herein“, rief eine Stimme hinter den Bäumen; „ich weiß schon, wonach du suchst; heut' sollst du auch Rosen haben.“

Rosenresli ließ sich das nicht zweimal sagen; eilends trat es ein, ging gerade auf das duftende Rosenbeet zu und schaute bewundernd auf die Menge der roten und weißen, hellen und dunkeln Blumen, die durcheinander glühten und dufteten. Jetzt trat die Frau Präsidentin, die Besitzerin des Gartens, heran. Sie war es, die dem Resli schon manche Rose gegeben und es eben jetzt hereingerufen hatte.

„Du kommst gerade recht heut', Resli“, sagte sie. „Du sollst einen ganzen Strauß haben; aber manche Rose will schon abfallen, siehst du: du mußt dann ein wenig zahm

thun und nicht so hoch aufspringen, wie du sonst thust, sonst fallen den Rosen alle Blätter ab, eh' du nur daheim bist."

Nun schnitt die Frau Präsidentin behutsam hier eine Rose ab und dort eine und wieder ein paar, helle und dunkle, rote und weiße, bis ein dicker, großer, prachtvoller Strauß daraus wurde. Rosenresli machte seine Augen immer weiter auf, so was Wunderschönes hatte es noch gar nie in der Hand gehalten. Aber hier und da fielen schon die duftigen Blätter zu Boden und die kahlen Stiele standen zwischen den anderen Blumen so traurig da, daß Rosenresli ganz erschrocken schaute.

„Siehst du! siehst du!" sagte die Frau mahnend. „Ganz langsam mußt du nachhause gehn, sonst bringst du nicht drei davon mit den Blättern heim." Rosenresli bedankte sich schön und machte sich auf den Rückweg. Dieser führte sie an einem armseligen Häuschen vorüber. Dort wohnte die „Sorgenmutter", die stille Frau mit dem abgehärmten Angesicht; Rosenresli hatte sie stets nur so nennen gehört und ahnte nicht, daß sie noch einen andern Namen habe.

„Sorgenmutter" — rief Resli, als sie die Alte am Fenster erblickte —, „seht! seht! Habt Ihr schon einmal solche Rosen gesehen?"

„Nein, Resli, schon lange nicht mehr", erwiderte die Frau, und das Kind zog weiter, ganz versunken in den Duft und Glanz seiner Blumen. Beim letzten Haus am Weg wollte Resli eben ablenken, als die Frau des Hauses,

die Kreuzwegbäuerin genannt, weil sie am Kreuzweg wohnte, heraustrat und, ihre beiden festen Arme in die Seiten gestemmt, das Kind betrachtete.

„So, so, das ist ein rechtes Rosenresli heut'", rief sie ihm nach; „komm, zeig mir deine Schätze in der Nähe."

Rosenresli kehrte rasch um und hielt voller Freude der Frau den Strauß hin. Aber bei der schnellen Bewegung fielen die Blätter von drei, vier Rosen ab und flatterten auf den Boden. Resli schaute ihnen traurig nach. „Schade", sagte die Frau, „die wären grad' für mich recht. Kind, gieb mir deine Rosen und du sollst ein gutes Stück Brot dafür haben. Du bringst sie doch nicht mehr weit; bis du heimkommst hast du nur Stiele in der Hand. Komm, gieb sie."

„Alle meine Rosen und keine behalten?" fragte Resli ganz betroffen.

„Eine kannst du behalten; sieh diese, die anderen fallen gleich ab. Komm, leg sie da hinein, die müssen nicht verloren gehen", und die Bäuerin hielt ihre Schürze hin. Resli legte seine Rosen hinein, bis auf die eine, die steckte es vorn in sein Röckchen, wo ihm fast immer ein Röslein saß. Nun trat die Bäuerin ins Haus ein und kam bald wieder zurück mit einem großen Stück Brot in der Hand, bei dessen Anblick das Kind auf einmal merkte, daß es tüchtigen Hunger hatte. „Hör, Resli, ich will dir einen guten Rat geben", sagte die Bäuerin, indem sie dem Kinde das Brot übergab: „Nimm ein Körbchen, geh jeden Abend dahin,

wo es Rosen giebt, und bitte um die, welche abfallen wollen. Dann leg sie gleich ins Körbchen, daß du die Blätter nicht verlierst; denn gerade diese brauche ich, und jeden Abend, wenn du mir ein artiges Häufchen Blätter bringst, kriegst du ein gutes Stück Brot; willst du?"

„Ja, gern", sagte Rosenresli, machte sich auf den Heimweg und verzehrte dabei mit Wohlbehagen sein Brot. Als das Kind wieder am Häuschen der Sorgenmutter vorbeiging, kam diese gerade, ihr Bündelchen zusammengelesenes Holz auf dem Rücken tragend, heim.

„Wo hast du deine schönen Rosen?" fragte sie, als das Kind vor ihr stand. Resli erzählte ihr den ganzen Hergang der Sache, und wie es nun jeden Tag der Kreuzwegbäuerin Rosenblätter bringen wolle.

Die Frau hatte nachdenklich zugehört; jetzt sagte sie schüchtern: „Resli, kämest du morgen nicht zu mir, ehe du der Bäuerin die Rosen bringst? Ich möchte dich dann gern etwas fragen."

„Ja, das will ich thun, und schlaft wohl, Sorgenmutter!" Damit zog Resli seines Weges. Bei dem abgelegenen Häuschen des Vetters angelangt, trat es in die stille, einsame Stube ein. Es verschloß keine Thür, zündete kein Licht an. Wie ein Vöglein suchte es in der Dämmerung sein Nest und schlief bald friedlich ein. Dann träumte es von seinen Rosen, bis die helle Sonne es wieder aufweckte.

Kapitel II.

Eine kleine Helferin und große Hilfe.

Die Frau, welcher die Leute den Namen Sorgenmutter gegeben, war eine sehr arme Witwe. Sie hatte einmal bessere Tage gesehen und war nicht gewohnt zu betteln; sie darbte und litt ganz in der Stille, klagte nur dem lieben Gott ihre Not und suchte bei ihm allein den Trost, dessen sie bedurfte. Ihr Mann, der ein Schneider gewesen, war früh gestorben und hatte ihr nur einen Sohn hinterlassen. Dieser sollte, wie sein Vater, Schneider werden. So hatte der Vormund des Knaben festgesetzt und er hatte die Sache zu entscheiden. Joseph wollte das aber nicht; wenn er in seinem Beruf arbeiten sollte, lief er fort und kam erst spät in der Nacht oder gar nicht heim. So geriet er in schlechte Gesellschaft, und der Vormund, der auch Gemeindevorsteher war, drohte, wenn er jetzt nicht arbeiten und gut thun wollte, so werde er mit dem nächsten Transport nach Australien geschickt. Da wurde Joseph sehr aufgebracht und sagte, er könne schon arbeiten, wenn man ihn thun lasse, was er wolle.

und in die Fremde gehen könne er, ohne daß man ihn schicke. Dann verschwand er und kam gar nicht wieder. Die Mutter grämte sich sehr, aber sie übergab ihr Kind dem lieben Gott, und wenn die Leute im Dorfe spottend sagten: „Was hilft es ihr, daß sie so viel gebetet hat? Jetzt sitzt sie mit ihren Sorgen im Elend und der Joseph wird wohl draußen auch elend umkommen", — dann antwortete sie: „Und wenn ich auch eine Sorgenmutter bis ans Ende bleiben und im Elend sterben muß, so will ich doch das Vertrauen nicht verlieren, daß der Joseph noch auf den rechten Weg kommt, denn ich habe ihn von Anfang an und immer wieder dem lieben Gott übergeben und habe so viel für ihn gebetet, daß es nicht vergeblich sein kann."

Rosenresli machte sich am nächsten Tage, sobald die Schule zu Ende war, wieder auf den Weg. Ein Körbchen besaß das Kind nicht, aber es wollte die Rosen in seine Schürze packen. In fröhlichen Sprüngen langte es bei dem großen Garten an, wo die Frau Präsidentin zwischen ihren Blumen hin- und herwanderte.

„Hättest du gern wieder Rosen, Resli?" rief sie dem Kinde zu. „Komm herein, eine oder zwei wird's wohl wieder geben."

„Nur von denen, die abfallen wollen", sagte Resli und hielt sein Schürzchen hin, damit heute auch nicht ein Blatt auf den Boden falle.

„Ja, wenn du's so meinst, dann bekommst du die ganze

Schürze voll! Komm hier herüber." Und die Frau Präsidentin führte das Kind an ein großes Beet voller Rosen, die aber alle weit offen standen oder schon halb entblättert waren. Hier schnitt sie so viele davon ab, daß Rosenresli die ganze Schürze voll hatte.

„Darf ich morgen wiederkommen?" fragte Resli erwartungsvoll.

„Das kannst du", erwiderte die Frau, „diese überzeitigen sollst du alle haben, wenn du Freude daran hast."

Rosenresli dankte und lief freudig davon. Am verfallenen Häuschen der Sorgenmutter angelangt, erinnerte sich das Kind des Versprechens, bei ihr vorzukommen. Es trat in das niedere Stübchen, wo die Sorgenmutter am Spinnrad saß. Sie begrüßte Resli mit großer Freundlichkeit. Dann ging sie an ihr Fenster und schnitt von dem kleinen Rosenstock, der da stand, zwei rote Röschen ab und hielt sie dem Kinde hin.

„Siehst du, Resli", sagte sie zögernd, „ich habe dich fragen wollen, ob du nicht die zwei Röslein auch mitnehmen wolltest; vielleicht giebt die Bäuerin auch dafür noch ein wenig Brot, wenn auch nur ein kleines Stück. Willst du das thun, Resli?"

„Ja, ja", rief das Kind schnell, „dann will ich Euch gleich das Brot bringen. Ich bin bald wieder da."

Die Kreuzwegbäuerin stand vor dem Hause an dem Mäuerchen beim Gemüsegarten und guckte bald in den einen

bald in den andern der Körbe, die auf der Mauer standen, in denen die schön duftenden Rosenblätter ausgebreitet waren, die in der Sonne trocknen sollten. Die Bäuerin machte jedes Jahr ein wohlriechendes Rosenwasser und dazu brauchte sie sehr viele Rosenblätter, die gar nicht so leicht zu haben waren.

„So ist's recht", sagte sie vergnügt, als Rosenresli kam und seine Schürze aufmachte, „heute sollst du ein tüchtiges Stück Brot haben."

„Da habe ich noch zwei", sagte Resli und hob die Röslein von der Sorgenmutter in die Höhe.

„Wirf sie nur zu den anderen; sie sind zwar mager, aber ein paar Blätter haben sie doch."

„Aber ich hätte gern ein besonderes Stück Brot dafür", sagte Resli und hielt sie immer noch fest in der Hand.

„Ich weiß schon", sagte die Bäuerin, ins Haus tretend, „unsereins war auch einmal so; da tauschen sie hin und her in der Schule, ein Stück Brot gegen eine Birne oder ein paar Pflaumen; gelt, ich weiß es, Resli. Da nimm, das ist das große Stück für die Rosen in der Schürze, und hier das kleine für die zwei zum Tauschen. Bist zufrieden so?"

„Ja, ja, gewiß", versicherte Resli, dankte vielmals und trat den Rückweg an. Das kleine Stück Brot legte es für die Sorgenmutter in die Schürze, und in das große

biß Resli gleich mit Verlangen, denn zu Mittag hatte es wenig gehabt, und abends gab's auch nichts mehr. So wurde das ganze Stück zu Ende gebracht, noch bevor Resli beim alten Häuschen angelangt war. Jetzt war es erreicht Das Kind trat ein:

„Da, Sorgenmutter, hier ist das Brot!“ rief Resli.

Die Frau nahm des Kindes Hand und drückte sie dankbar: „Du weißt nicht, was du mir Gutes thust, Resli“, sagte sie. „Siehst du, draußen im Gärtchen habe ich Erdäpfel, die sind meine einzige Nahrung. Aber oft kann mein Magen sie nicht vertragen, Brot ist mir zu teuer, und wenn ich dann fast nichts genieße, werde ich so schwach, daß ich nicht mehr spinnen kann. Darum bin ich froh über dein Brot, Resli, und dank' dir herzlich dafür.“

Jetzt reute es das Rosenresli, daß es der Sorgenmutter nur das kleine Stück Brot gebracht und das große für sich behalten hatte, und es mußte immer denken in seinem Herzen: O hätte ich doch nur das kleine und nicht das große Stück gegessen, und sah sehr niedergeschlagen aus. Die Sorgenmutter meinte, es habe gewiß noch Hunger, und wollte ihm durchaus das Stück Brot wiedergeben. Aber Resli rief: „Nein, nein, ich will nicht, ich habe schon genug; morgen komm' ich wieder!“ Und fort war es.

Am folgenden Abend kam es pünktlich wieder. Noch einmal hatte ihm die Frau Präsidentin die Schürze mit

Rosen gefüllt, und noch einmal hatte die Sorgenmutter zwei Röslein vom Stock brechen und dem Resli mitgeben können. Als es damit bei der Kreuzwegbäuerin anlangte und diese die Rosen aus der Schürze hob, sagte Resli: „Kann ich heute nur ein Stück Brot haben, aber so groß, wie die zwei zusammen?"

„Siehst du, ich hab's wohl gedacht!" entgegnete die Bäuerin, „jetzt hast du's gemerkt, daß es schade ist, das gute Brot gegen Äpfel und Birnen auszutauschen. Es ist recht, behalt's nur, und heute ist's auch ganz frisch, und du sollst ein schönes Stück haben. komm mit mir."

Die Bäuerin trat in ihre Küche und schnitt hier von dem großen Laib Brot ein so mächtiges Stück herunter, wie Resli in seinem Leben noch keines in der Hand gehalten hatte. Schnell lief es zur Sorgenmutter und legte freudestrahlend das ganze Stück in ihre Hand; keinen Bissen hätte das Kind heute davon genießen können. Wie ein Druck hat es ihm immer noch auf dem Herzen gelegen, daß es das größte Stück behalten und das kleine der Sorgenmutter gebracht hatte. Jetzt leuchtete es völlig vor Freude, als die Alte mit verwunderten Blicken ihr Stück Brot maß. Sie hielt es dem Kinde wieder hin:

„Was ist das, Resli? Das ist gewiß dein Brot, komm, nimm es! Wenn du mir ein kleines Stück davon abbrechen willst, so will ich dir's danken."

„Nein, nein, ich nehme kein einziges Bröcklein", rief

das Kind. „Gute Nacht, und morgen komm' ich wieder!"

„Ich habe ja keine Rosen mehr, Resli, aber ich danke dir; du weißt nicht, was du mir Gutes gethan hast!"

Die Frau hatte Thränen in den Augen, als sie dem Kinde nachrief. Das hatte Resli wohl gesehen und einen Augenblick war es ganz nachdenklich geworden. Aber nun kam ihm etwas in den Sinn, und das Resli war wieder froh in seinem Herzen, sang und sprang vor Freuden und dachte sich schon aus, was es morgen thun wolle.

Die Frau Präsidentin hatte bald keine Rosen mehr; aber Resli wußte von seinen Streifzügen her noch so viele Gärten, daß es gar keine Sorge hatte, Rosen zu finden, und es war so flink und leichtfüßig, daß ihm kein Weg zu weit war. So brachte es jeden Abend eine Schürze voll Rosen zur Bäuerin und erhielt jedesmal sein Stück Brot, das eher größer als kleiner wurde, denn die Bäuerin war sehr zufrieden mit Reslis Leistungen. Die Nachbarin, die auch Rosenwasser bereitete, guckte zuweilen mit etwas Neid herüber, wenn sie das Resli seine vollen Schürzen ausschütten sah, und sagte, es sei gar kein Wunder, wenn die Kreuzwegbäuerin besseres Rosenwasser machen könne, als sie selbst; wenn sie so schöne Rosenblätter aufzutreiben wüßte, so brächte sie's auch so heraus. Von dem Brot aber aß Resli niemals mehr; alles mußte die Sorgenmutter annehmen, wie diese sich auch wehrte und durchaus mit dem

Kinde teilen wollte. Aber von Zeit zu Zeit fragte es dann einmal: „Sorgenmutter, thut das Brot Euch gut?“ Dann erzählte sie ihm wieder und wieder, wieviel kräftiger sie sich fühle, seitdem sie täglich Brot esse, wieviel mehr sie spinnen und dadurch verdienen könne, so daß sie im Winter nicht wie sonst würde frieren müssen.

Zum Schluß sagte sie dann immer: „Wenn ich dir doch einmal vergelten könnte, was du an mir thust, Resli!“

Aber Reslis Gesicht glänzte dann so vor Freude, daß man sehen konnte, es hatte schon die beste Vergeltung erhalten.

So ging es fort, bis die Rosenzeit zu Ende war, und als eines Abends Resli weit umher gelaufen war und vergebens in alle Gärten hineingespäht hatte und am Ende auch nur noch drei halbverwelkte Röslein zu der Bäuerin brachte, sagte diese:

„Es ist aus mit den Rosen, aber übers Jahr bringst du mir wieder deine schönen Sträuße.“ Diese Worte machten einen Eindruck auf das Resli, wie die Bäuerin gar nicht erwartet hatte. Sie nahm an, ein solches Kind bekomme da und dort etwas von guten Leuten, an ihrem Stück Brot sei ihm nicht so viel gelegen. Aber Resli dachte an die Sorgenmutter und was nun aus ihr würde, wenn sie wieder nichts als ihre wenigen Kartoffeln zu essen hätte. Die großen Thränen kamen ihm in die Augen, wie es nun so sicher sah, daß alles aus war mit den Rosen.

„Nein, nein, mußt nicht weinen, Resli", sagte die Bäuerin mitleidig. „Versprich, daß du mir nächsten Sommer wieder so viele schöne Rosen schenken willst, und du sollst den ganzen Winter hindurch täglich dein Stück Brot haben. Willst du?" Da waren die Thränen schnell getrocknet und Resli strahlte vor Freude.

„Ja, gewiß will ich, und alle, alle Rosen sollt Ihr haben und auch Vergißmeinnicht."

„Das ist nicht nötig, aber die Rosen, vergiß es nicht! Da hast du dein Stück Brot, und jetzt kommt die Zeit der Äpfel, davon mußt du auch haben, da Resli!" Und die Bäuerin langte nach einem großen, rotwangigen Apfel und hielt ihn samt dem Stück Brot dem Kinde hin. Im höchsten Glück lief Resli mit seinen Schätzen davon und befriedigt schaute ihm die Bäuerin nach, denn sie hatte das Resli gerne und freute sich, daß es so froh war. Dazu war es ihr auch recht, daß sie sich schon für den kommenden Sommer der schönsten Rosen versichert hatte. Sie hatte wohl bemerkt, wie die Nachbarin immer nach ihren Rosenblättern herübergeschaut hatte, und es war ihr ein wenig angst geworden, die Nachbarin könnte ihr für den folgenden Sommer das Resli abtrünnig machen, denn sie mußte wohl entdeckt haben, daß es die schönen Rosen herbeibrachte. Auch die Sorgenmutter hatte einen frohen Abend. Als Resli, das immer Sonnenschein in die einsame Stube der Alten brachte, alles berichtet, was es mit der Bäuerin ausgemacht,

da faltete die Sorgenmutter die Hände und dankte still dem lieben Gott, der ihr das Kind wie einen guten Engel zugesandt hatte, und daß sie nun dem gefürchteten Winter mit so viel weniger Angst und Sorgen entgegensehen konnte.

Kapitel III.

Rosenreslis Kummer.

Einige Tage nachher wollte es scheinen, als habe sich eine wunderliche Veränderung zugetragen, so als haben die Sorgenmutter und das Rosenresli ihre Art miteinander vertauscht. Die Frau saß mit stillem, fröhlichem Angesicht an ihrem Spinnrad. Da trat Resli bei ihr ein und sah so betrübt aus, als habe es etwas erlebt, das ihm für alle Zeit jede Fröhlichkeit vernichten müßte.

„Was hast du, Resli, was hast du?“ fragte erschreckt die Sorgenmutter.

„Ich habe ein Loch im Rock“, kam mit ziemlich grimmigem Ton heraus, „und in der Schule haben die Kinder mich ausgelacht; sie sind hinter mir hergelaufen und haben alle laut gesungen und dann immer noch lauter:

‚Rosenresli, Rosenstock,
Rosenresli, Loch im Rock!‘“

Und bei der Erinnerung an die Schmach, die es erdulden mußte, fielen dem Resli große Thränen die Wangen herunter.

„Es ist nicht schön, wenn die Kinder dich auslachen; vielleicht war's aber nicht so bös gemeint. Komm her, Resli, zeig mir den Schaden! — wir wollen ihn wieder in Ordnung bringen", tröstete die Sorgenmutter.

Resli trat zu ihr hin, und sie hatte nicht lange nach dem Loch zu suchen, denn es war sehr groß. Das Kind mußte sich auf einen Schemel setzen, die gute Alte holte Faden und Nadel und fing sofort die Arbeit an.

Aber Resli konnte seinen Kummer immer noch nicht vergessen und schluchzte laut.

„Tröst' du dich jetzt, Resli", sagte die Sorgenmutter freundlich; „solches Leid soll dir nie mehr widerfahren. Ich will jeden Abend dein Röcklein genau ansehen und jedes kleine Loch gleich zumachen. Und wenn du mal hangen bleibst und es reißt, so komm nur schnell zu mir, dann mach' ich's gleich wieder gut. Kannst du jetzt wieder fröhlich sein?"

„Ja, so kann ich schon", sagte Resli erleichtert und wischte seine Thränen fort, „aber ich habe gedacht, jeden Morgen könnte ich wieder ein Loch haben, und dann laufen sie mir alle Tage nach und singen hinter mir her:

‚Rosenresli, Rosenstock' —

Und dann habe ich gedacht, ich wollte nie mehr in die Schule gehen."

„Doch, doch, Resli, das mußt du, das ist ein Gesetz und ein gutes, sonst würdest du ja nichts lernen. Und

siehst du, keiner darf gleich davonlaufen, wenn ihn ein Leid trifft; wir müssen auch stillehalten und es tragen, weil der liebe Gott uns immer dadurch etwas lehren will, was wir sonst nicht lernen würden. Denn wenn wir recht in Leid und Traurigkeit sind, dann suchen wir Rat und Trost bei ihm und lernen ihn kennen, und dann kommt eine Zuversicht in unser Herz, weil wir merken, wir haben einen Vater im Himmel, der uns beisteht und hört, wenn wir rufen. Betest du auch zu ihm, Resli?"

Das Kind besann sich ein wenig, dann sagte es: „Ja, in der Schule."

„Was betest du in der Schule?"

Resli fing an, und ohne Atem zu holen, so als dürfe sie den Ton der Worte nicht verlieren, um fortfahren zu können, sagte es schnell hintereinander:

„Lieblich ist die Morgenstunde,
Wenn man sie mit Gott beginnt:
Freud' im Herzen, Dank im Munde
Ziemet einem Menschenkind."

„Jetzt weiß ich nichts mehr." Dem Resli war der Ton entkommen, so wußte es auch keine weiteren Worte mehr.

„Es ist ein schönes Verslein, du hast es nur ein wenig geschwind gesagt, Resli; hast du auch bedacht, was es dir sagen will?"

„Nein, das hab' ich nicht", erwiderte Resli.

„Siehst du, das heißt, daß du am Morgen, wenn du

erwachst, zuerst an den lieben Gott denken und dich freuen und ihm danken sollst, daß er dich die ganze Nacht durch behütet hat. So betet man am Morgen. Aber weißt du auch ein Gebetlein für den Abend?"

„Nein, ich weiß keines."

„Dann kannst du nur aus deinem Herzen zum lieben Gott beten und ihn um Verzeihung bitten, wenn du am Tage etwas Unrechtes gethan hast, und ihn bitten, daß er dir helfe, daß du's nicht wieder thuest. Siehst du, Resli, wenn man so recht zum lieben Gott hat beten können, wird man wieder ganz froh; und wenn ich das nicht immer thäte, so wäre ich schon lange vor Kummer umgekommen."

„Warum?" fragte Resli verwundert.

„Ja, siehst du, ich habe Ursache genug. Ich bin ja sehr arm und habe kaum zu leben. Auch habe ich ein Kind draußen in der Welt, einen Sohn, und weiß nichts von ihm; vielleicht verdirbt er im Elend, oder ist schon umgekommen; und wenn ich ihn nicht, wie in der ersten Stunde seines Lebens, jetzt alle Abend dem lieben Gott befehlen und ihm sagen könnte: ‚Er ist doch dein, hilf du ihm!' — so könnte ich vor Angst und Sorge nie einschlafen; aber wenn ich so gebetet habe, dann kommt wieder Trost und Zuversicht in mein Herz."

„So will ich Euch auch für ihn beten helfen", sagte Resli.

„Das freut mich, Kind, das freut mich; und wenn du für den Joseph betest, so wird es auch dir zugute kommen, das weiß ich, und du kannst es brauchen, wenn du recht beten kannst."

„Warum?" fragte Resli wieder.

„Sieh, Kind" — hob die Sorgenmutter liebevoll, aber ein wenig ängstlich an —, „der Vetter hat übel gewirtschaftet; man sagt, Haus und Acker werden ihm bald genommen. Dann mußt du zu fremden Leuten, und da giebt's viel Arbeit und wenig gute Worte. Das kennst du noch nicht, und da ist's gut, wenn du den Weg zum lieben Gott weißt, daß du ihm alles klagen und Trost bei ihm holen kannst."

„Ich will dann zu Euch kommen und bei Euch wohnen", sagte Resli, eher erfreut als geängstigt.

„Ach, du gutes Kind, ich könnte dich ja gar nicht ernähren, es wird ganz anders kommen; aber wir wollen es dem lieben Gott befehlen, der wird dich versorgen. So, nun ist alles geflickt, Resli", schloß die Sorgenmutter, die während des Gesprächs das Röcklein des Kindes um und um untersucht und ausgebessert hatte. „Wenn's nun wieder fehlt, so komm zu mir, dann helfe ich wieder."

Resli bedankte sich schön und sprang mit erleichtertem Herzen davon. Nun konnte es in der Schule nie wieder ausgelacht werden, und diese Sicherheit beglückte Resli so sehr, daß es darüber ganz die Mitteilung der Sorgen-

mutter vergaß, wie es vielleicht bald zu fremden Leuten gehen und viel Arbeit verrichten müsse.

Sein Versprechen vergaß Resli nicht, denn als es sich zum Schlaf niederlegte, betete es ganz laut und von Herzen: „Lieber Gott, hilf auch dem Joseph!“ —

Es folgte ein langer, harter Winter. Die Sorgenmutter mußte zwar viel frieren, aber nie hungern, wie in den Jahren vorher, und so erhielt sich ihre schwache Gesundheit. Rosenresli war ihre Stütze und ihr Ernährer. Es hatte im Spätherbst gesehen, daß die Sorgenmutter mit der größten Anstrengung ein Bündelchen Holz heimgeschleppt hatte. Seitdem war es jeden Tag in den Wald gelaufen und hatte so viel Holz gesucht, daß die Sorgenmutter alle Tage in ihrem Stübchen Feuer machen und in dem kleinen Ofen ihre Brotsuppe kochen konnte. Jeden Abend nach der Schule, trotz Kälte, Sturm und Schneegestöber, erschien Rosenresli bei der Kreuzwegbäuerin, manchmal ganz blau vor Kälte und an allen Gliedern zitternd, denn es hatte wohl ein anderes Röcklein für den Winter bekommen, aber kein recht warmes, und nur ein dünnes Tuch um Hals und Schultern. Wenn dann die Bäuerin das Kind vor Kälte so zittern und klappern sah, dachte sie, es müsse recht Hunger leiden, daß es um des Stückchen Brotes willen durch Sturm und Unwetter gelaufen komme. Das machte sie mitleidig und sie schnitt tief ins Brot hinein, so daß das Stück größer wurde als je eines im Sommer gewesen war.

Aber das Kind trug alles zur Sorgenmutter und schlug deren Bitte, die Hälfte selbst zu essen, beharrlich aus. Ging Resli auch oft hungrig zu Bett, so freute es sich, daß die Sorgenmutter keine Not leide, und betete: „Lieber Gott, hilf auch dem Joseph!“ — und schlief fröhlich ein.

Sein Röcklein blieb auch den ganzen Winter unter der Obhut der Sorgenmutter ohne Schaden, und kein Schulkind lachte und spottete mehr hinter Rosenresli her.

Kapitel IV.

Keine Sorgenmutter mehr.

Der Sommer war wieder da und in allen Gärten blühten und dufteten die Rosen. In allen Beeten standen sie in Fülle, die jungen Bäumchen trugen eine ganze Last von Blumen und von allen Fenstern nickten sie aus den Töpfen nieder. Es war ein völliges Rosenjahr. Der Sommerabend lag glänzend über Wildbach und all' den Wiesen und Wäldern ringsum.

Dietrichs Häuschen ward von der goldenen Abendsonne beschienen und schimmerte ganz lachend ins Land hinaus. Davor aber standen zwei Männer mit bedenklichen Angesichtern Der eine war der Vetter Dietrich. Er wußte, daß ihm morgen Häuschen, Acker und Geiß genommen würden und daß er trotzdem noch tief in Schulden bliebe.

Er steckte beide Hände in die Taschen und sagte voller Ärger: „Ich geh' fort, ich will von allem nichts mehr wissen."

„Mußt nur nicht vergessen, daß man dich finden wird“, sagte der andere. „Das Kind will ich zu mir nehmen; es kann freilich nicht arbeiten, du hast es umherlaufen lassen, aber ich will's schon lehren die Hacke führen. Nach der Schule sind noch viele Stunden, da soll es mir helfen.“

„Es ist noch jung“, sagte der Vetter.

„Desto gelehriger“, entgegnete der andere und ging seines Weges.

Es war der Wegknecht von Wildbach, der auf allen Wegen das Unkraut auszuhacken und wegzuschaffen hatte. Alle Kinder fürchteten ihn und gingen ihm aus dem Wege, denn er war sehr bös und rauh und sagte niemals ein freundliches Wort.

Zu diesem Manne sollte nun morgen früh das Rosenresli kommen. Er hatte keine eigenen Kinder, und es war ihm gerade recht, ein solches Kind zu sich zu nehmen, das allerlei Handlangerdienste bei ihm verrichten konnte.

Das Kind selbst ahnte nichts von allem, was die Männer beschlossen hatten. Eben jetzt wanderte es getrost durch die Wiesen, weit über Wildbach hinaus der Mühle zu. Dort stand der Garten voll der prächtigsten Rosen, und die Müllerin hatte dem Resli einen großen Strauß versprochen. Bald darauf sah man das Kind, mit seinen Rosen in der Hand, wieder fröhlich dieselbe Straße durch den goldenen Abendschein zurückwandern. Es war noch nicht lange gegangen, als ein junger Mann in raschem Schritte hinter

ihm herkam. Er hielt seinen Strohhut in der Hand und ließ die frische Abendluft kühlend seinen Kopf umwehen.

„Du hast schöne Rosen“, rief er, als er Resli eingeholt hatte; „giebst du mir auch eine auf meinen Hut?“

Resli nickte bejahend und zog eine heraus.

„Das ist brav von dir, du giebst mir die allerschönste“, sagte der Fremde, indem er sie wohlgefällig auf seinen Hut steckte. „Wie weit willst du noch?“

„Ich gehe heim nach Wildbach“, war die Antwort.

„So, dann gehen wir den gleichen Weg“, sagte der Wanderer und ging neben Resli her. „Wenn du von Wildbach bist, so kennst du wohl die Leute dort und kannst mir etwas sagen: Lebt auch die gute Frau Steinmann noch und ist sie gesund?“

„Die kenn' ich nicht“, erklärte Resli, „niemand heißt dort so.“

„Ach Gott! ach Gott!“ seufzte der Fremde und schwieg.

Resli schaute verwundert zu ihm auf, denn von Zeit zu Zeit wischte er eine Thräne fort und sah nicht mehr fröhlich aus wie vorher.

Nachdem sie lange still neben einander gegangen, fing der Fremde wieder an.

„Weißt du den Weg zur Kreuzwegbäuerin?“

Das Resli nickte sehr entschieden: „Alle Tage geh' ich dorthin.“

„So sag mir, wer wohnt jetzt in dem elenden, alten Häuschen dort links am Wege, wo der krumme Weidenbaum steht?“

„Dort wohnt die Sorgenmutter, die kenn' ich gut.“

„Was ist denn das für ein Name? Hat sie keinen andern?“

„Ich weiß keinen.“

„Heißt sie so, weil sie viel Sorgen hat? Weißt du's?“

„Ja, sie hat Sorgen, weil sie nicht weiß, ob der Joseph im Elend ist!“

„Ach Gott! Ach Gott!“ rief der Fremde wieder und nahm auf einmal Schritte, daß er dem Resli weit vorauskam. Aber er kehrte wieder um, nahm das Kind bei der Hand und sagte sehr freundlich: „Komm, wir wollen miteinander gehen und noch ein wenig reden.“ Und so gut und freundlich sah er dabei aus, daß Resli auch ganz vertraulich wurde.

„Sag mir“, fing er wieder an, „ist die Sorgenmutter bös über den Joseph?“

„O nein! Alle Nacht betet sie für ihn, sonst könnte sie gar nicht einschlafen, und ich helfe ihr auch.“

„So, und was betest du denn für ihn?“

„Ich bete: ‚Lieber Gott, hilf auch dem Joseph.‘“

„Vielleicht hat dich der liebe Gott jetzt erhört und hat ihm geholfen.“

„Glaubt Ihr?“ fragte Resli und schaute in größter Spannung zu dem Fremden auf, dem es wie ein Freudenblitz über das Gesicht fuhr. Er sagte nichts mehr.

Jetzt waren sie bei dem krummen Weidenbaum, wenige Schritte von dem alten Häuschen angelangt.

„So lebt wohl“, sagte Resli, indem es dem Fremden die Hand hinhielt, sichtlich ein wenig enttäuscht über sein Schweigen, „ich gehe zur Sorgenmutter hinein.“

„Ich gehe mit“, sagte er schnell. Aber bevor sie die Thür aufmachten, wurde sie von innen aufgerissen und heraus stürzte die Sorgenmutter, umfaßte den Fremden und rief ein Mal ums andere: „O Joseph! Joseph! Bist du's denn wirklich?“ Und vor Freuden mußte sie laut weinen, und der Joseph weinte mit ihr. Und als nun Resli begriff, daß der Fremde der Joseph war, der nun zu der Sorgenmutter zurückgekehrt war und so gut und gar nicht so zerfetzt aussah, wie es sich den Joseph gedacht hatte, da wußte es sich vor Freude gar nicht zu fassen, umklammerte die weinende Mutter und rief frohlockend: „Der liebe Gott hat ihm geholfen, der liebe Gott hat ihm geholfen.“

Jetzt traten alle drei in das Häuschen ein, und nun erst beschaute die Sorgenmutter ihren Sohn von oben bis unten, und ihr Herz floß über von Dank und Freude, denn er sah nicht aus wie einer, der tief gesunken und im Elend verkommen ist, wie sie in ihren Kummernächten ihn

so oft vor sich gesehen hatte. Sie konnte ihn nicht genug ansehen, so gut sah er aus.

„Komm, Mutter, komm“, rief jetzt der Bursche mit fröhlichem Angesicht, „nun wollen wir uns zusammensetzen und etwas essen und fröhlich sein; kann uns das Kind etwas bringen?“

„Ach ja, das thut es schon“, bestätigte die Mutter. „Wie viel Gutes hat es mir doch schon gebracht und jetzt noch den Sohn! Wo hast du ihn nur hergeholt, Resli?“

„Das will ich schon erzählen, Mutter, laß das Kind nur gehen und Wurst und eine Flasche Wein und ein großes Brot holen“, bat Joseph und legte ein großes Geldstück auf den Tisch.

„Ein ganzes Brot?“ fragte Resli mit dem größten Erstaunen; denn daß die Sorgenmutter auf einmal ein ganzes Brot haben sollte, konnte es fast nicht glauben. Nun schoß es aber in solcher Freude davon, daß es in unbegreiflicher Schnelligkeit schon wieder mit allem Gewünschten zurückgekehrt war. Nun setzten sich alle drei an den kleinen Tisch und hielten ein Festmahl, wie noch niemals eines in dem Stübchen gehalten worden war. Nur die Mutter konnte vor Freude fast nicht essen, und immer wieder fragte sie voller Staunen: „Ist's auch wirklich wahr, Joseph?“ Und er bejahte es jedesmal ganz fröhlich und schob dem Resli ein Stück Brot nach dem andern zu und Wurst darauf, und wenn es sagte: „Nein, nein, jetzt ess' ich gewiß

nicht mehr, es ist ja für die Sorgenmutter", — dann erwiderte er: „Iß nur und habe keine Sorge, die Mutter soll nun keinen Mangel mehr leiden, sie soll alle Tage genug Brot haben."

„Und jetzt", sagte Joseph, als er sich nach seiner langen Wanderung recht erquickt hatte, „jetzt will ich dir erzählen, Mutter, wie es mir ergangen ist. Du weißt, ich sollte nach Australien geschickt werden. Aber die Schande, fortgeschickt zu werden, wollte ich nicht haben und dableiben konnte ich also auch nicht mehr, darum lief ich fort. Ich kam nach England hinüber und dort blieb ich sitzen, hatte auch kein Geld, weiter zu kommen. Dort hatte ich harte Tage, mußte schwer arbeiten, um mein Leben zu fristen und meinte, ich müßte zugrunde gehen. Ich glaube gewiß, du hast mich durchgebetet, Mutter, und jedesmal, wenn es am äußersten mit mir war und ich Schlechtes im Sinne hatte, habe ich dich plötzlich gehört, wie du laut in deiner Kammer neben mir gebetet hast, daß der liebe Gott alles Elend über dich bringen möge, wenn er mich nur zuletzt noch auf den rechten Weg bringen wolle. Dann sah ich dich vor mir und konnte das Schlechte nicht thun, das dich ins Grab gebracht hätte, und ich fing wieder an zu arbeiten. Ich hatte in Maschinenwerkstätten Arbeit und nach und nach kam ich weiter. In neun Jahren kann man etwas lernen, Mutter, wenn man will, und ich wollte, und nun bin ich ein tüchtiger Mechaniker und Arbeit werde



Spyri, Kurze Gesch. I. S. 99.

ich schon finden. Und nun, Mutter, sollst du's auch anders haben; ‚Sorgenmutter' darf dich kein Mensch mehr heißen. Sieh, Erspartes bring' ich dir auch mit! Nun erzähl mir, wie es dir ergangen ist." Damit legte Joseph seine wohlerworbenen, schönen Thaler vor die Mutter auf den Tisch, und die Freude seines Herzens leuchtete ihm aus den Augen, als er das wachsende Erstaunen seiner Mutter sah.

„Ach, daß du das alles ehrlich durch Arbeit verdient hast, Joseph! Ich weiß nicht, wie ich dem lieben Gott danken soll; es ist fast zu viel!" Und die gute Mutter mußte immer wieder ihre Hände falten und loben und danken. Aber der Sohn bat: „Sag mir nun auch, wie es dir gegangen ist, Mutter?"

„Da ist nicht viel zu erzählen, Joseph", sagte sie; „ich habe schwere Tage und viel Kummer gehabt, und umsonst haben sie mich nicht die Sorgenmutter genannt. Der liebe Gott hat mir aber immer wieder durchgeholfen. Aber im letzten Jahre war ich recht elend und so um die Kräfte gekommen, daß ich meinte, ich komme nicht mehr durch den Winter. Da kam wie ein Engel vom Himmel das Kind, das Rosenresli, und hat mich wieder gestärkt. Den ganzen Winter durch und bis jetzt hat es mich erhalten, und ich weiß, es hat mir oft sein Brot gebracht und selbst gehungert. Und jetzt hab' ich nur noch einen Kummer, Joseph: Resli lebt bei seinem Vetter, dem Dietrich;

der muß morgen von Haus und Hof fort; das Kind soll zu fremden Leuten, und wer weiß, wie es ihm geht."

„Was? Das Kind, das dich erhalten hat, Mutter?" unterbrach sie der Joseph stürmisch. „Wir haben auch noch für das Kind genug, man braucht uns dafür nichts zu geben; ich geh' zum Dietrich, das Rosenresli geben wir nicht mehr her!" — Und Joseph schoß zur Thür hinaus und fort.

Jetzt sprang das Resli von seinem Sessel, fiel der Alten um den Hals und rief in seiner Freude immerfort: „Sorgenmutter! Sorgenmutter! Jetzt kann ich bei Euch bleiben! Jetzt muß ich nicht mehr fort!" Und die Mutter hielt das Kind fest und sagte: „O, Resli, was haben wir alles zu danken! Wenn wir dem lieben Gott unser ganzes Leben lang dankten, so wär' es nicht genug. Vergiß das nie in deinem Leben! Nun ist mir auch der letzte Kummer vom Herzen genommen, und du mußt mich nicht mehr Sorgenmutter nennen, ich bin ja keine mehr, aber eine Mutter will ich dir sein."

Als der Vetter Dietrich von Joseph vernommen hatte, was er wollte, war er froh, denn im stillen hatte er Erbarmen mit dem Resli gehabt. Er wollte es ungern dem bösen Wegknecht geben, aber er wußte so schnell keinen andern Ausweg, denn am andern Morgen früh wollte er fort. So sagte er zu Joseph: „Behalt das Kind nur gleich; schick's nicht mehr zum Schlafen, sondern nimm

gleich sein Bettlein mit.“ Er dachte, so sei die Sache sicher, und komme der Wegknecht noch so früh, so könne er das Resli doch nicht mitnehmen. Joseph war sehr zufrieden und drückte dem Dietrich noch ein Geldstück in die Hand, da er gehört hatte, daß der Vetter nie böse gegen das Resli gewesen war. Dann nahm er das Bettlein mit dem spärlichen Inhalt auf die Schulter und kam fröhlich damit angezogen. Es wurde ins Kämmerlein neben das Bett der Mutter gestellt, und Resli hatte eine unsägliche Freude, daß es nun Tag und Nacht bei der Mutter bleiben konnte.

Joseph fand seine Schlafstätte, wie er sie vor neun Jahren verlassen; die Mutter hatte während dieser Zeit jeden Tag gedacht: „Vielleicht kommt er wieder, und dann muß er doch eine Heimat finden.“ Und Joseph war so glücklich, seine Heimat wiedergefunden zu haben, daß er sie um keinen Preis mehr verlassen hätte. Auch Arbeit fand sich, wie er wünschte, denn er war ein geschickter, erfahrener Handwerker.

Jeden Morgen aber, wenn er auf die Arbeit ging, steckte Resli ihm eine Rose auf den Hut. Das gefiel dem Joseph besonders wohl und gab ihm gleich die rechte Freude zur Arbeit. Er hatte auch noch immer seine Rose, wenn sonst weit und breit keine mehr zu sehen war, denn das Resli kannte jede Stelle, wo noch eine letzte Rose blühen konnte, und es bekam die Blume, wem sie auch gehörte.

Seit die Geschichte bekannt geworden war, wie Resli die Sorgenmutter ein ganzes Jahr lang fast allein erhalten hatte, wollte jedermann dem Resli wohl, noch viel mehr als vorher, und wo es sich nur zeigte, erhielt es die Rose im Garten, ob es die erste oder die letzte war.

So leben im kleinsten Häuschen von Wildbach die drei glücklichsten Menschen, und Rosenresli wird wohl so genannt werden sein Leben lang.

Der Toni von Kandergrund.

Kapitel I.

Daheim im Steinhüttchen.

Hoch oben im Berner Oberland, noch eine gute Strecke über das von Wiesen umsäumte Dörfchen Kandergrund hinaus, steht eine kleine, einsame Hütte, von einem alten Tannenbaum überschattet. Nicht weit davon stürzt von der bewaldeten Felsenhöhe der Wildbach nieder, der bei großen Regengüssen so viel Felsgestein und Geröll mit fortschwemmt daß, wenn die Güsse vorüber sind, eine wüste Steinmasse bleibt, von einem raschen, aber klaren Wasser durchflossen. Darum heißt die kleine Behausung in der Nähe dieses Baches die Steinhütte.

Hier wohnte der brave Tagelöhner Toni, der auf allen Bauernhöfen, wohin er auf Arbeit ging, wohl gelitten war, denn er war still und fleißig, pünktlich in der Arbeit und zuverlässig in seinem ganzen Wesen.

In seinem Hüttchen daheim hatte er eine junge Frau und ein Büblein, das die Freude der beiden war. Am Hüttchen in dem kleinen Stall stand die Geiß, von deren

Milch Mutter und Kind sich ernährten, während der Vater die ganze Woche hindurch auf den Bauernhöfen, wo er vom Morgen bis zum Abend arbeitete, seine Kost erhielt. Nur den Sonntag brachte er daheim mit seiner Frau und dem kleinen Toni zu. Frau Elsbeth hielt ihr Häuschen in guter Ordnung; war es auch eng und klein, so sah es doch immer so sauber und aufgeräumt aus, daß jeder gern in das sonnige Stübchen eintrat, und dem Vater Toni war es nirgends so wohl, wie daheim im Steinhüttchen mit seinem kleinen Buben auf dem Knie.

Fünf Jahre hatten die Leute so in Eintracht und ungestörtem Frieden gelebt. Hatten sie auch keinen Überfluß und wenig irdische Güter, so waren sie doch glücklich und zufrieden. Der Mann verdiente so viel, daß sie keinen Mangel litten, und mehr als ihren einfachen Unterhalt begehrten sie nicht, denn sie hatten einander lieb und ihre größte Freude war der kleine Toni. Das Büblein wuchs frisch und gesund heran und erfreute mit seiner Fröhlichkeit des Vaters Herz, wenn dieser Sonntags daheimbleiben konnte, und versüßte der Mutter alle Arbeit in den Wochentagen, wenn der Vater bis spät am Abend fortblieb. Der kleine Toni war nun vier Jahre alt und wußte schon bei allerlei kleinen Arbeiten behilflich zu sein, im Häuschen und im Geißenstall und auch im kleinen Acker hinter der Hütte. Vom Morgen bis zum Abend trippelte er fröhlich hinter der Mutter her, denn es war ihm so wohl wie den kleinen

Vögeln in der alten Tanne droben. Kam der Samstagabend, so scheuerte und putzte die Mutter doppelt eifrig, um bald fertig zu werden, denn an dem Tage hatte der Vater früher als sonst Feierabend, und sie ging ihm dann, den kleinen Toni an der Hand, immer ein Stück entgegen. Das machte dem Kleinen eine besondere Freude; er wußte nun auch schon genau, wie eine Arbeit der andern in der Wirtschaft folgte. Fing die Mutter zu scheuern an, so sprang er schon vor Freude in der Stube umher und rief ein Mal ums andere: „Jetzt gehen wir zum Vater! Jetzt gehen wir zum Vater!“ bis der Augenblick kam und die Mutter ihn bei der Hand nahm und mit ihm auszog.

So war im schönen Maimonat wieder ein Samstagabend gekommen. Draußen sangen die Vögel im Baum lustig zum blauen Himmel empor, drinnen scheuerte die Mutter emsig, daß sie bald in den goldenen Abend hinauskomme, und zwischendurch, bald draußen, bald drinnen, hüpfte der kleine Toni umher und jauchzte: „Jetzt gehen wir zum Vater!“ Es währte auch nicht lange, so war die Arbeit fertig. Die Mutter legte ihr Tuch um, band die gute Schürze vor und trat aus der Hütte. Der Toni sprang vor Freude in die Höhe und dreimal um die Mutter herum, dann faßte er ihre Hand und jubelte noch einmal: „Jetzt gehen wir zum Vater!“ Dann trippelte er neben der Mutter her in den sonnigen, lieblichen Abend hinaus. Sie wanderten dem Wildbach zu über den höl-

zernen Steg, der darüber führt, und kamen auf dem schmalen Fußweg, der durch die blumenreichen Wiesen sich hinaufschlängelt, bis zum Mattenhof, wo der Vater arbeitete.

Jetzt fielen von der untergehenden Sonne die letzten Strahlen über die Wiesen hin und vom Kandergrund herauf ertönte die Abendglocke.

Die Mutter stand still und faltete die Hände.

„Leg deine Hände zusammen, Toneli“, sagte sie, „es ist die Betglocke.“

Der Kleine gehorchte.

„Was muß ich beten, Mutter?“ fragte er dann.

„Gieb uns und allen Müden einen seligen Sonntag! Amen!“ sprach andächtig die Mutter.

Toneli betete dasselbe. Plötzlich schrie er: „Der Vater kommt!“

Vom Mattenhof herunter kam einer gelaufen, so schnell er konnte.

„Das ist nicht der Vater“, sagte die Mutter, und beide gingen dem Laufenden entgegen. Als sie einander erreicht, stand der Mann still und sagte keuchend: „Geht nicht weiter, kehrt um, Elsbeth, ich wollte gerade zu Euch, es hat etwas gegeben.“

„Ach, du mein Gott!“ rief die Frau in höchster Angst aus; „ist's etwas mit dem Toni?“

„Ja, er war beim Holzfällen mit, und da ist er getroffen worden; sie haben ihn heimgebracht, er liegt oben

im Mattenhof — aber geht nicht hinauf“, fügte er hinzu und hielt die Elsbeth fest, die gleich fort wollte, sobald sie die Nachricht vernommen hatte.

„Nicht hinauf?“ sagte sie rasch, „ich muß doch zu ihm, ich muß ihm helfen und sehen, daß sie ihn heimbringen.“

„Ihr könnt nichts helfen, er ist — er ist schon tot“, brachte der Bote jetzt mit unsicherer Stimme hervor. Dann kehrte er um und lief wieder zurück, froh, seinen Auftrag vom Herzen zu haben.

Die Frau Elsbeth war auf den Stein am Weg niedergesunken, unfähig weder zu stehen noch zu gehen. Sie hielt ihre Schürze vor das Gesicht und brach in ein Weinen und Schluchzen aus, daß es dem Toneli angst und bange wurde; er schmiegte sich ganz nah’ an die Mutter und begann auch zu weinen.

Es war schon dunkel, als Elsbeth sich endlich wieder fassen und an ihr Kind denken konnte. Der Kleine saß noch neben ihr auf dem Boden, hatte beide kleinen Hände in die Augen gedrückt und wimmerte kläglich. Die Mutter zog ihn in die Höhe.

„Komm, Toneli, wir müssen heim, es ist spät“, sagte sie und nahm ihn bei der Hand.

Aber er widerstrebte.

„Nein, nein, wir müssen noch auf den Vater warten!“ sagte er und zog die Mutter zurück.

Sie konnte wieder die Thränen nicht zurückhalten. „Ach,

Toneli, der Vater kommt nicht mehr", sagte sie mit unterdrücktem Schluchzen; „er feiert jetzt schon den seligen Sonntag, den wir für die Müden erbeten haben. Sieh, der liebe Gott hat ihn in den Himmel genommen; da hat er's jetzt so schön, daß er am liebsten dort bleibt."

„Dann wollen wir auch gehen", meinte Toneli und machte sich gleich auf den Weg.

„Ja, ja, wir kommen dann auch hin", versprach die Mutter; „aber jetzt müssen wir zuerst noch heim ins Steinhüttchen", und schweigend ging sie mit dem Kleinen nach der stillen Hütte zurück.

Der Mattenhofbauer ließ der Elsbeth am andern Tage sagen, er wolle alles besorgen, was für ihren Mann noch gethan werden müsse, sie solle dann nur zum Begräbnis kommen, vorher nicht, denn sie würde ihren Mann nicht mehr erkennen. Er schickte ihr auch ein Stücklein Geld, damit sie für die nächste Zeit nicht zu große Sorgen habe, und versprach, auch später an sie denken zu wollen. Elsbeth that, wie er ihr riet; sie blieb daheim, bis unten in Kandergrund die Glocken ertönten, die zum Begräbnis riefen. Dann ging sie, ihren Mann zu seiner Ruhestätte zu begleiten. —

Es kamen traurige und schwere Tage für die Elsbeth; ihr braver, guter Mann fehlte ihr überall, sie fühlte sich ganz verlassen ohne ihn. Dazu kamen nun die Sorgen, die sie bis jetzt wenig gekannt, da ihr Mann täglich seinen guten Verdienst gehabt hatte. Jetzt aber meinte sie zuweilen,

sie müsse fast verzagen. Sie hatte nichts als ihre Geiß und das Kartoffeläckerchen hinter der Hütte: daraus mußte sie sich und den Kleinen ernähren und kleiden und dazu den Zins für das kleine Haus zusammenbringen.

Die Elsbeth hatte nur einen Trost, aber einen solchen, der sie immer wieder aufrichtete, wenn Schmerz und Sorgen sie erdrücken wollten: sie konnte beten, und wenn auch manchmal unter Thränen, doch immer mit der festen Zuversicht, daß der liebe Gott auf ihr Flehen höre.

Hatte sie am Abend ihren kleinen Toni in sein Bettchen gelegt, so kniete sie bei ihm nieder und betete laut ihr altes Lied, das ihr jetzt so tief aus dem Herzen kam, wie nie zuvor:

„Ach lieber Gott, ach Vaterherz,
Mein Trost von so viel Jahren,
Wie läßt du mich so manchen Schmerz
Und große Angst erfahren!

Ach, Herr, wie lange willst du mein
So ganz und gar vergessen?
Wie lange soll ich traurig sein,
Mein Brot mit Thränen essen?

Nach dir, o Herr, verlanget mich
Im Jammer dieser Erden;
Mein Gott, ich harr' und hoff' auf dich,
Laß nicht zuschanden werden,

Herr, deine Magd, daß unverzagt
Ich trage, was du schickest,
Bis du mein Schrei'n vom Himmel dein
Erhörst und mich erquickest!"

Und unter dem dringenden Flehen flossen der Mutter reichlich die Thränen, und der kleine Toni wurde tief in seinem Herzen bewegt von der Mutter Weinen und innigem Gebet, hielt fest seine Hände gefaltet und weinte leise mit.

So ging die Zeit dahin. Elsbeth kämpfte sich durch, und der kleine Toni konnte ihr schon in mancherlei Geschäften behilflich sein, denn er war nun sieben Jahre alt geworden. Er war der Mutter einzige Freude; und Freude konnte sie an ihm haben, denn er war folgsam und willig zu allem, was sie von ihm haben wollte. Er war so ganz unzertrennlich immer mit seiner Mutter gewesen, daß er genau wußte, wie die Geschäfte des Tages gethan sein mußten, und er begehrte nichts mehr, als der Mutter zu helfen, wo er konnte. Arbeitete sie im Äckerchen, so kauerte er neben ihr, rupfte das Unkraut aus und warf die Steine auf den Weg hinüber. Holte die Mutter die Geiß aus dem Stalle, damit sie das Gras um die Hütte her abweiden könne, so ging er Schritt vor Schritt mit ihr, denn die Mutter hatte ihm gesagt, er müsse sie hüten, damit sie nicht fortlaufe. Saß die Mutter im Winter an ihrem Spinnrad, so saß er die ganze Zeit neben ihr und flocht aus festen Tuchstreifen seine Winterschuhe, wie die Mutter es ihm gelehrt. Er hatte keinen größeren Wunsch, als seine Mutter froh und zufrieden zu sehen; sein größtes Glück aber war, wenn wieder der Sonntag kam und die Mutter von aller Arbeit ruhte, mit ihm auf der kleinen

hölzernen Bank vor dem Hüttchen saß, ihm vom Vater erzählte, und er sonst allerlei Gespräche mit ihr führen konnte.

Nun aber war die Zeit gekommen, da Toni zur Schule mußte. Es kam ihm sehr hart an, von seiner Mutter wegzugehen und so lange von ihr fortzubleiben. Der weite Weg nach Kandergrund hinunter und wieder herauf kostete schon viel Zeit; so daß den Tag durch der Toni nun fast nie mehr mit seiner Mutter zusammen war, nur noch am Abend. Er kam zwar immer so schnell nachhaus', daß sie es fast nicht begreifen konnte, denn er freute sich schon den ganzen Tag darauf, wieder daheim zu sein. Mit den Schulgenossen verlor er keine Zeit, sondern lief gleich von ihnen weg, sobald die Schule zu Ende war. Er war nicht an die Art der anderen Buben gewöhnt, da er ja stets ganz allein, nur mit der still arbeitenden Mutter gewesen und gewohnt war, ohne Lärm immerfort bei einer bestimmten Beschäftigung zu sein.

So war es ihm ganz fremd und er hatte keine Freude daran, wenn die Buben beim Heraustreten aus dem Schulhause ein großes Geschrei erhoben, einer dem andern nachliefen, probierten, welches der Stärkere sei, und einander zu Boden warfen, oder sich so umherbalgten, daß die Kappen weit wegflogen und die Kittel halb durchgerissen wurden. Oft riefen ihm diese Kämpfer zu: „Komm und mach mit!" Und wenn er dann davonlief, riefen sie ihm nach: „Du bist

ein Duckmäuser!" Aber das machte ihm wenig, er hörte es nicht lange, denn er lief aus allen Kräften, um wieder daheim bei der Mutter zu sein.

Jetzt war ihm in der Schule ein neues Interesse aufgegangen: er hatte auf weißen Tafeln schöne Tiere abgebildet gesehen, welche die Kinder der oberen Klassen nachzeichneten. Schnell probierte er das auch mit seinem Bleistift und daheim fuhr er dann fort, die Tiere wieder und wieder zu zeichnen, so lang er noch ein Stücklein Papier hatte. Dann schnitt er die Tiere aus und wollte sie auf den Tisch stellen, aber das ging nicht. Da kam er plötzlich auf den Gedanken, daß, wenn sie von Holz wären, sie gewiß stehen könnten. Er fing schnell an mit seinem Messer an einem Holzstückchen herumzuschneiden, bis ein Leib und vier Beine da waren; aber zu einem Hals und dem Kopf darauf reichte das Holz nicht, er mußte ein anderes Stück nehmen und von Anfang an berechnen, wie hoch es sein und wo der Kopf sitzen müsse. So schnitzte der Toni mit vieler Ausdauer immer zu, bis er etwas wie eine Geiß zurechtgebracht hatte und es nun mit großer Befriedigung der Mutter zeigen konnte. Sie war sehr erfreut über seine Geschicklichkeit und sagte: „Du wirst gewiß einmal ein Holzschnitzer und ein recht guter." — Von der Zeit an schaute Toni alle Stückchen Holz, die auf seinen Weg kamen, darauf an, ob sie gut zum Schnitzen wären, und fand er das, so packte er sie schnell ein, so daß er manchmal alle Taschen

voller Holzstücke heimbrachte, diese dann wie Schätze auf ein Häufchen sammelte und in jeder freien Minute wieder zu schnitzen anfing.

So vergingen die Jahre. Hatte Elsbeth auch immer vielerlei Sorgen, so erlebte sie doch an ihrem Toni nur Freude. Er hing an ihr mit immer gleicher Liebe, half ihr in allem, so gut er nur konnte, und lebte daneben ganz und gar seiner stillen Beschäftigung, in der er es nach und nach zu einer ganz erfreulichen Geschicklichkeit brachte. Dem Toni war es auch nirgends so wohl, als wenn er im Steinhüttchen bei seiner Schnitzerei saß und die Mutter froh geschäftig bald hinausging, bald hereinkam, ihm immer wieder ein freundliches Wort sagte und zuletzt sich neben ihn an ihr Spinnrad setzte.

Kapitel II.

Ein schwerer Spruch.

Toni war schon im Winter zwölf Jahre alt geworden; er hatte nun die Schule hinter sich, und die Zeit war gekommen, da man sich nach einer Arbeit für ihn umsehen konnte, die ihm etwas eintrug, und bei welcher er lernen konnte, was ihm für die kommenden Jahre nötig war. Der Frühling war da und auf den Feldern hatte die Arbeit begonnen. Die Mutter meinte, es sei am besten, wenn sie den Mattenhofbauer frage, ob er etwas leichte Arbeit für den Toni hätte; aber jedesmal, wenn sie davon anfing, bat er dringend: „Ach, Mutter, thu's doch nicht, laß mich doch ein Schnitzer werden!"

Dagegen hätte sie nun nichts gehabt, aber sie wußte keinen Weg, wie das zu machen sei, und den Bauer oben auf dem Mattenhof kannte sie ja von ihrem Manne her, er hatte ihr auch seit dessen Tod von Zeit zu Zeit ein wenig Holz oder Mehl geschickt. Sie hoffte, daß er den

Toni erst für leichtere Dienste auf dem Felde verwendet würde, so daß dieser nach und nach die schwerere Arbeit erlerne. So sagte sie noch einmal, als sie am Samstagabend nach vollendetem Tagewerk mit dem Toni an ihrem spärlichen Abendessen saß:

„Toni, nun müssen wir einen Schritt thun; ich meine, es wäre das Beste, wenn ich morgen nach dem Mattenhof hinaufginge.“

„Ach, Mutter, thu nur das nicht!“ bat der Toni gleich flehentlich, „geh nur nicht zu dem Bauer! Laß mich nur ein Holzschnitzer werden, ich will auch gewiß so fleißig sein, daß ich genug verdiene und du nicht mehr so angestrengt arbeiten mußt, und dann kann ich bei dir daheim bleiben; sonst müßtest du ja ganz allein sein, und ich kann es auch nicht aushalten, wenn ich immer fort sein muß. Laß mich bei dir, schick mich nicht fort, Mutter!“

„Ach, du guter Toni“, sagte die Mutter, „was wollt' ich dafür geben, daß ich dich immer bei mir behalten könnte! Aber es wird ja nicht sein können. Zum Holzschnitzen weiß ich keinen Weg, es müßte dir's ja jemand zeigen; und wenn du's auch könntest, wie wollten wir denn die Sachen verkaufen? Da muß man Leute kennen und herumkommen, sonst bringt die Arbeit keinen Verdienst ein. Wenn ich nur mit jemand reden könnte, der mir einen guten Rat gäbe.“

„Kennst du gar niemand, Mutter, den man fragen

könnte?" sagte Toni ängstlich und grübelte nach, wo jemand zu finden wäre. Auch die Mutter besann sich.

„Ich meine, ich will zum Herrn Pfarrer gehen, der giebt mir schon einen Rat", sagte die Mutter, selbst erfreut über den Ausweg, den sie gefunden.

Toni war ganz glücklich, und nun wurde gleich ausgemacht, daß sie früh am Morgen hinunter zur Kirche gehen wollten, dann sollte die Mutter zum Herrn Pfarrer hineingehen und der Toni draußen auf sie warten. Wie sie sich vorgenommen, so wurde am Sonntagmorgen alles ausgeführt. Die Mutter hatte von den geschnitzten kleinen Tieren zwei in die Tasche gesteckt, um sie dem Herrn Pfarrer als Beweis der guten Anlagen ihres Jungen zu zeigen. Der Pfarrer empfing sie sehr freundlich; sie mußte sich neben ihn setzen und er fragte teilnehmend nach ihrem Anliegen, denn er kannte die Elsbeth und wußte, wie brav sie sich durch alle schweren Tage geholfen hatte. Sie erzählte ihm nun die ganze Sache, wie Toni von früh auf sich so gern mit Schnitzen beschäftigt habe und nun nichts sehnlicher wünsche, als diese Arbeit zu treiben, wie sie aber keinen Weg zum Erlernen wisse und auch nicht, wie nachher die Arbeiten verkauft werden könnten. Zuletzt zeigte sie die beiden Tierlein als Beweis von Tonis Geschicklichkeit. Der Herr Pfarrer stellte nun der Frau vor, daß die Sache schwer auszuführen sei. Wären auch die zwei Geißlein gar nicht übel geschnitzt, so müßte doch Toni, um wirklich etwas

Rechtes zu leisten und sein Brot damit zu verdienen, erst bei einem guten Schnitzer lernen, denn nur kleine Tierlein oder Schächtelchen verfertigen, das sei nichts, bringe auch nichts ein, er würde nur seine Zeit damit verlieren. Es sei aber unten im Dorfe Frutigen ein sehr geschickter, weit bekannter Holzschnitzer, der mache prächtige große Arbeiten, die weit in die Welt bis nach Amerika hinauskämen. Der schneide ganze Tiergruppen auf hohen Felsen aus, Gemsen und Adler und ganze Alpen mit dem Senn und den Kühen. Mit diesem Schnitzer möge Elsbeth reden. Würde der Toni bei ihm lernen, so könnte er ihm dann auch zum Absatz der fertigen Arbeiten verhelfen, er habe genug Wege dazu offen.

Die Elsbeth verließ mit Dank und neuer Hoffnung im Herzen den Herrn Pfarrer. Vor dem Hause wartete Toni in großer Spannung. Sogleich mußte sie alles berichten, was der Herr Pfarrer gesagt, und als sie zuletzt von dem Schnitzer in Frutigen erzählte, stand der Toni plötzlich still und bat: „So komm doch, Mutter, wir wollen gleich auf der Stelle hingehen.“

Daran hatte aber die Mutter gar nicht gedacht; sie machte vielerlei Einwendungen, doch der Toni bat so eindringlich, daß sie endlich sagte: „Heim müssen wir noch und etwas essen, der Weg ist zu weit; aber wir können das geschwind abthun und dann gleich wieder fortgehen.“ So wanderten sie eilends dem Hüttchen zu, nahmen ein wenig

Milch und Brot und machten sich gleich wieder auf den Weg. Sie hatten mehrere Stunden zu gehen, aber Toni war so mit den Plänen und Gedanken für die Zukunft beschäftigt, daß ihm die Zeit verflog wie ein Traum und er ganz erstaunt aufschaute, als die Mutter sagte: „Sieh, dort ist der Kirchtum von Frutigen!“

Bald standen sie vor dem Hause des Holzschnitzers und hörten von den Kindern vor der Thür, daß der Vater daheim sei.

Drinnen in der großen, getäfelten Stube saß der Schnitzer mit seiner Frau am Tisch und schaute mit ihr aus einem großen Buch schöne gemalte Tierbilder an, das konnte er für sein Handwerk gut gebrauchen. Als die beiden eintraten, hieß er sie willkommen und lud sie ein, Platz auf der hölzernen Bank zu nehmen, auf der er selbst mit seiner Frau saß und die längs der Wand um die ganze Stube ging. Elsbeth folgte der Einladung und begann gleich, dem Schnitzer zu berichten, weshalb sie gekommen sei, und was sie gern von ihm wüßte.

Derweilen stand der Toni wie an den Boden gewurzelt da und seine Augen starrten unbeweglich auf einen Punkt. Vor ihm an der Wand stand ein Glasschrank; darin waren aus Holz geschnitten zwei hohe Felsblöcke zu sehen. Auf dem einen stand eine Gemse mit ihren Jungen; sie hatten so zierliche, schlanke Beinchen, und die feinen Köpfe saßen so natürlich auf den Hälsen, daß es war, als sei alles in

Bewegung an ihnen und gar nicht von Holz gemacht. Auf dem andern Felsblock stand ein Jäger, die Flinte hing an seiner Seite, der Hut, sogar mit einer Feder daran, saß auf dem Kopfe, alles so fein geschnitzt, daß man meinte, es müsse ein wirklicher Hut und eine wirkliche kleine Feder sein, und doch war alles von Holz.

Neben dem Jäger stand der Hund, und es war nicht anders, als wedele er gerade mit dem Schwanze. Toni war wie verzaubert; er bewegte sich nicht und holte kaum Atem.

Als die Mutter ausgeredet hatte, sagte der Schnitzer, es komme ihm fast vor, als meine sie, die Sache gehe so halb von selbst, das sei aber nicht so. Wenn etwas Rechtes geleistet werden solle, so koste das Lernen viel Zeit und Mühe. Doch wäre er nicht abgeneigt, den Buben zu übernehmen, es schiene ihm, als habe er Lust zu der Sache; er müsse aber ein paar Monate gegen ein Kostgeld in Frutigen bleiben und außerdem ein Lehrgeld zahlen, etwa ebenso viel wie das Kostgeld, und die Frau müsse selbst wissen, ob sie so viel an den Buben wagen könne. Er wolle dagegen versprechen, daß der Bub' etwas Rechtes lerne, sie möge dort im Kasten sehen, was er ihn lehren könne.

Die Elsbeth konnte vor Leid und Schrecken zuerst kein Wort antworten. Nun wußte sie, daß es eine völlige Unmöglichkeit sei, ihres Buben höchsten Wunsch zu erfüllen. Das notwendige Kost- und Lehrgeld überstieg alles, was sie

erschwingen konnte, so weit, daß die Frage ganz entschieden war; es war alles aus mit Tonis Plänen.

Sie stand auf und dankte dem Schnitzer für seine Bereitwilligkeit, den Buben zu nehmen, sie müsse aber darauf verzichten. Dann winkte sie dem Toni; dessen Blicke waren aber immer noch so unbeweglich auf den Schrank gerichtet, daß er nichts bemerkte. Sie nahm ihn bei der Hand und zog ihn leise mit sich zur Thür hinaus.

Draußen sagte Toni mit einem tiefen Atemzuge: „Hast du's gesehen im Schrank? Mutter hast du's gesehen?"

„Ja, ja, ich hab' es schon gesehen, Toni", entgegnete die Mutter seufzend; „aber hast du gehört, was der Schnitzer sagte?"

Toni aber hatte nichts gehört, alle seine Sinne waren auf einen Punkt gerichtet gewesen.

„Nein, ich habe nichts gehört; wann kann ich gehen?" fragte er verlangend.

„Ach, es ist nicht möglich, Toni, nimm's nur nicht so gar zu Herzen! Sieh, ich kann's nicht machen, ich thäte es gar so gern", versicherte die Mutter; „aber es käme alles miteinander höher als ein ganzer Jahreszins, und du weißt es, wie hart ich arbeiten muß, um den jährlich zu erschwingen."

Es war ein harter Schlag für den Toni: die ganze Hoffnung vieler Jahre lag vernichtet vor ihm; aber er wußte, wie seine Mutter arbeitete, wie wenig Gutes sie

sich gönnte, und wie sie immer noch darauf sann, ihm, wo sie konnte, eine kleine Freude zu machen. Er sagte auch kein Wort und schluckte nur ganz still seine aufsteigenden Thränen hinunter; aber er wurde jetzt erst recht betrübt, daß alle Hoffnung dahin war, denn zum erstenmal hatte er gesehen, welche wundervolle Sachen man aus einem Stück Holz zu schaffen imstande sei.

Kapitel III.

Oben in den Bergen.

Am andern Morgen ließ der Mattenhofbauer der Elsbeth sagen, sie solle gegen Abend zu ihm heraufkommen, er habe mit ihr zu reden. Zur rechten Zeit legte sie ihre Hacke weg, band die saubere Schürze um und sagte: „Mach noch fertig, Toni, mit dem Aufhacken, dann kannst du die Geiß melken und ihr ein wenig frische Streu geben, daß sie besser liegt; bis dahin komme ich wieder.“ Sie ging zum Mattenhof hinauf. Der Bauer stand unter dem offenen Scheunenthor und schaute mit vergnügtem Gesicht nach seinen schönen Kühen, die in langer Reihe zum Brunnen wanderten. Elsbeth trat zu ihm.

„So, es ist recht, daß Ihr kommt“, sagte er, ihr die Hand hinhaltend.. „Ich habe an Euch gedacht um des Buben willen; der ist jetzt in dem Alter, etwas leichte Arbeit übernehmen und Euch ein wenig helfen zu können, wenigstens sich selbst durchzubringen.“

„Auch ich habe schon daran gedacht“, entgegnete Els-

beth, „und wollte Euch fragen, ob Ihr ihn etwa zu kleinen Arbeiten auf dem Felde brauchen könntet?“

„Das trifft sich gut“, fuhr der Mattenbauer fort, „ich habe ein Pöstlein für ihn, gesund und wenig Mühe, sozusagen gar keine. Er kann auf die kleinere Alp mit den Kühen; auf der großen ist der Senn mit seinem Buben, und ein Knecht ist auch dort, der kommt alle Morgen und Abend herüber zum Melken, so ist der Bub' ja nicht ganz allein und hat nichts zu thun, als die Kühe zu hüten, daß keine sich verläuft, daß sie sich nicht mit den Hörnern stoßen oder sonst etwas Ungeschicktes thun. Dabei sitzt er auf der Alp, ist allein Meister und bekommt Milch, so viel er will; besser kann es kein König haben.“

Die Elsbeth war ein wenig erschreckt über das Anerbieten. Wenn der Toni bisher schon mehr unter die Knechte gekommen und beim Vieh gewesen wäre, oder wenn er von Natur eine andere Art gehabt hätte, wilder und mehr zum Hin- und Herfahren und Kommandieren geneigt, — aber so still und schüchtern wie er war, und dazu ohne Kenntnis der Sache zum erstenmal gleich ganz allein für mehrere Monate von daheim fort auf eine Alp hinauf zu kommen, einer Herde Kühe zu wehren, das kam ihr fast zu schwer vor für den Toni. Wie wäre der arme Bube, der gar nicht besonders kräftig war, verlassen, wenn ihm oder der Herde etwas zustieße. Sie sprach dem Bauer alle ihre Bedenken aus; aber er ließ nichts gelten, er meinte, gerade für

den Buben sei es gut, daß er einmal hinauskomme, oben auf der Alp werde er auch kräftiger als daheim werden, und begegnen könne ihm nichts; man gebe ihm ein Horn mit, und sollte einmal etwas Unrichtiges vorfallen, dann blase er tüchtig, und auf der Stelle komme der Knecht von der andern Alp herüber; in einer guten halben Stunde sei er da.

Elsbeth dachte zuletzt, der Bauer verstände es wohl besser als sie, und so wurde ausgemacht, nächste Woche, wenn die Kühe nach der Alp hinaufziehen, geht der Toni mit. „Er soll ein gutes Stücklein Geld und einen neuen Anzug haben, wenn er herunterkommt; das thut auch Euch gut für den Winter“, sagte schließlich der Bauer.

Die Elsbeth nahm dankend Abschied und kehrte heim.

Toni wollte zuerst widerstreben, als er hörte, daß er für so lange fort sollte, ohne nur ein einzigs Mal zwischendurch heimkommen zu können; aber die Mutter stellte ihm vor, wie leicht der Dienst sei, daß er droben recht kräftig werde und dadurch später bessere Arbeit bekomme, und der Mattenhofbauer wolle ihm einen neuen Anzug und ein Stück Geld als Lohn geben. Da widerstand Toni nicht mehr, sondern sagte, er wolle ja gern auch etwas thun und die Mutter nicht allein arbeiten lassen.

Jetzt kam der Elsbeth auch in den Sinn: wenn der Toni den ganzen Sommer fort sei, so könne sie ja vielleicht nach Interlaken in eines der großen Gasthäuser, wo den Sommer über so viele Fremde sind; da könne sie ein gutes



Spyri, Kurze Gesch. I. S. 129.

Stück Geld verdienen und dem kommenden Winter einmal ohne Sorgen entgegengehen. In Interlaken war sie schon bekannt, denn sie hatte vor ihrer Verheiratung mehrere Sommer in einem Gasthause als Zimmermädchen gedient.

Als nun der Tag kam, wo die große Schar der Kühe auf die Alp ziehen sollte, da übergab die Mutter dem Toni sein Bündelchen und sagte: „So geh nun in Gottes Namen! Vergiß nicht zu beten, wenn der Tag anfängt und wenn er ausgeht, so wird dich der liebe Gott auch nicht vergessen, und sein Schutz ist besser als Menschenschutz.“

So zog der Toni mit seinem Bündelchen hinter der Herde zur Alp hinauf.

Gleich darauf schloß Elsbeth ihre Hütte. Die Geiß brachte sie auf den Mattenhof. Als der Bauer vernommen, daß sie nach Interlaken gehe, hatte er ihr versprochen, die Geiß zu nehmen, und gemeint, wenn Elsbeth wieder heimkomme, werde sie ihr doppelt so viel Milch geben, und was er davon gewinne, das solle die Elsbeth an Käse wiederbekommen. Nun ging sie hinunter nach Interlaken.

Die Herde war schon einige Stunden lang in die Höhe gestiegen. Der Senn schwenkte nun mit der großen Schar linksab, und der Knecht stieg mit Toni rechts hinan, von der kleineren Schar gefolgt, die aus wenigen Kühen, aber vielen jungen Rindern bestand, denn viele Kühe konnte man auf der kleinen Alp nicht haben, weil die Milch auf die große hinübergetragen werden mußte, wo die Sennhütte stand.

Jetzt waren sie auf dem höchsten Punkt der Alp angekommen. Da stand eine kleine Hütte; ringsum war gar nichts als Weide, kein Baum, kein Strauch. In der Hütte war auf der einen Seite eine kleine Bank an der Wand festgenagelt, davor stand ein Tisch; auf der andern Seite war ein Heulager errichtet; in der Ecke stand noch ein kleines, rundes Stühlchen und auf diesem ein hölzerner Krug. Toni und der Knecht waren hineingetreten. Dieser stellte das große hölzerne Milchgefäß, das er auf dem Rücken hinaufgetragen hatte, auf den Boden, langte daraus ein rundes Brot und ein ungeheures Stück Käse hervor, legte beides auf den Tisch und sagte: „Ein Messer wirst du haben." Toni bejahte es. Jetzt erfaßte der Knecht den hölzernen Krug, schwang das große Milchgefäß wieder auf den Rücken und ging hinaus. Toni folgte ihm. Der Knecht hob einen hölzernen Eimer aus dem großen Gefäß hervor, setzte sich auf das kleine runde Stühlchen, das er aus der Hütte genommen, und fing an, eine Kuh nach der andern zu melken. War eine zu weit weg, so rief er: „Treib sie her!" Und Toni gehorchte. War der Eimer angefüllt, so goß er die Milch in das große Gefäß, und schweigend fuhr er so fort, bis alle Kühe gemolken waren. Zum Schluß füllte der Knecht noch den Krug mit Milch, streckte ihn dem Toni hin, nahm das Gefäß auf den Rücken, den Eimer in die Hand und sagte: „Gut' Nacht!" Damit ging er die Alp hinunter.

Jetzt war Toni ganz allein. Er stellte seinen Milchkrug

in die Hütte hinein und kam wieder heraus. Er schaute ringsum nach allen Seiten. Drüben sah er die große Alp mit der Sennhütte, aber zwischen derselben und seiner Alp war ein weites Thal, da mußte man erst hinunter, um zur großen hinaufzusteigen. Ringsum aber um beide Alpen schauten große, dunkle Bergmassen nieder, die einen felsig, grau und zerklüftet, die anderen mit Schnee bedeckt, alle zum Himmel aufragend, so hoch und gewaltig und mit so verschiedenen Zacken und Hörnern und wieder mit so breiten Rücken, daß es dem Toni fast vorkam, als seien es ungeheure Riesen, von denen jeder sein eigenes Gesicht habe und auf ihn niederschaue. Aber es war ein heller Abend; die Alp drüben hatte eben noch golden im Abendschein geglänzt, und jetzt kam ein Sternlein über den dunklen Bergen zum Vorschein und schaute so freundlich zu Toni nieder, daß es ihm ganz wohlthat. Er dachte an die Mutter, wo sie jetzt wohl sei, und wie er sonst um diese Zeit noch mit ihr vor dem Hüttchen gestanden und sie so freundlich zu ihm geredet hatte. Da überkam ihn mit einemmal so das Gefühl der Einsamkeit, daß er in die Hütte lief, sich auf sein Lager warf, sein Gesicht in das Heu drückte und leise schluchzte, bis die Müdigkeit des Tages ihn übermannte und er einschlief.

Der helle Morgen lockte ihn früh hinaus. Schon war der Knecht draußen, melkte die Kühe, sagte kein Wort und ging wieder.

Nun folgte ein langer, langer Tag. Es war völlig

still ringsum; die Kühe grasten und lagen umher auf der sonnebeschienenen Weide. Toni ging ein paarmal in die Hütte hinein, trank von seiner Milch und aß von dem Brot und Käse; dann kam er wieder heraus, setzte sich auf den Boden hin und schnitzte an den Holzstücken herum, die er in seine Tasche gesteckt hatte; denn war auch keine Hoffnung mehr, ein Holzschnitzer werden zu dürfen, so konnte er es doch nicht lassen, für sich zu schnitzen, so gut er es vermochte. Endlich wurde es wieder Abend; der Knecht kam und ging, er sprach nie ein Wort, Toni hatte auch nichts zu sagen.

So verging ein Tag wie der andere; sie waren alle so lang! so lang! Wenn es abends anfing dunkel zu werden, wurde es dem Toni immer unheimlich, dann schauten die hohen Berge so schwarz und drohend aus, als könnten sie ihm auf einmal etwas anthun. Dann zog er sich eilends in die Hütte zurück und verkroch sich in seinem Heulager.

Viele Tage waren schon so hingegangen, einer ganz wie der andere; immer hatte die Sonne am wolkenlosen Himmel geschienen, immer war abends das freundliche Sternlein über dem dunkeln Berge erschienen. Aber eines Nachmittags fingen dicke, graue Wolken an, über den Himmel hinzujagen, hier und da zuckten blendende Blitze, und auf einmal ertönten furchtbare Donnerschläge, die krachend von den Bergen wiederhallten, als wären es doppelt so viele, und nun brach ein schreckliches Unwetter los. Es wurde völlig

Nacht, der Regen peitschte gegen die Hütte, dazwischen rollten die Donner mit fürchterlichem Wiederhall durch die Berge; zuckende Blitze erhellten schwarze, schreckliche Riesengestalten, die ganz gespenstisch näher zu kommen schienen und immer drohender herunterschauten. Die Rinder liefen angstvoll und laut brüllend durcheinander und große Raubvögel flatterten mit durchdringendem Gekrächze umher.

Toni war längst in die Hütte geflohen, aber die Blitze erhellten ihm auch da die furchtbaren Gestalten, und die rollenden Donner schienen alle Augenblicke die Hütte in den Erdboden hineinschlagen zu wollen; Toni konnte vor Angst kaum noch atmen. Er klammerte sich an den Tisch und erwartete so jeden Augenblick, daß die Hütte zusammenschlagen und ihn zerschmettern würde. Stundenlang dauerte das Gewitter, der Knecht kam nicht herüber. Es wurde nun wirklich Nacht, aber immer noch zuckten die blendenden Blitze, immer wieder rollten neue Donnerschläge, und um die Hütte heulte und toste der Sturm, als müßte sie fortgefegt werden.

Toni stand die halbe Nacht starr vor Schrecken an den Tisch geklammert da, er hatte keine Gedanken mehr, nur das Gefühl einer furchtbaren Gewalt, die alles zerschmettere. Wie er auf sein Lager gekommen war, wußte er nicht; am Morgen lag er quer über das Heu hingestreckt, so zerschlagen, daß er sich kaum erheben konnte. Angstvoll schaute er aus dem Fenster; wie mußte es draußen aussehen nach

einer solchen Nacht? Dann ging er hinaus, um nach den Kühen zu sehen. Der Boden war noch naß, die Tiere grasten aber ruhig. Der Himmel war grau und dicke schwarze Wolken zogen darüber. Finster und schrecklich anzusehen standen die hohen Berge da; sie waren so nahe herangekommen und schauten den Toni immer drohender an; er lief in die Hütte zurück.

Es folgten viele Gewittertage nacheinander, und kam zwischendurch einmal wieder die Sonne hervor, so stach sie unleidlich und neue Gewitter folgten so anhaltend und heftig, daß der Senn drüben öfters sagte, einen solchen Sommer habe er seit Jahren nicht erlebt, und würde es nicht anders, so mache er nicht halb soviel Butter wie voriges Jahr, denn die Kühe wollten keine Milch geben, das Futter schmecke ihnen nicht. Während dieser Zeit suchte der Knecht die besten Augenblicke aus, um auf die kleine Alp herüberzukommen, melkte seine Kühe so schnell wie möglich und sah dabei nicht nach dem Buben aus; nur hier und da, wenn er dachte, der Toni habe keine Milch mehr, holte er schnell den Krug heraus, füllte ihn und stellte ihn wieder hin. Er sah dann oft den Toni auf seinem Heulager sitzen und rief ihm zu: „Du bist ein Fauler!" Dann aber lief er gleich fort, um trocken hinüberzukommen, und kümmerte sich weiter nicht um den Buben. So war der Juni dahingegangen, auch schon ein guter Teil des Juli. Die Gewitter waren seltener geworden, aber dicke

Nebel hüllten oft die Alp so ein, daß man kaum ein paar Schritte weit sah und nur oben hier und da ein schwarzer Kopf zum Vorschein kam, der finster über die Nebel hervorblickte. Die Rinder verliefen sich oft so weit, daß der Knecht in dem Thal zwischen beiden Alpen einige fand und wieder hinaufbrachte. So konnte es nicht gehen; er rief oben gleich nach dem Buben, erhielt jedoch keine Antwort. Er lief zur Hütte und trat ein. Toni saß auf seinem Lager in die Ecke gedrückt und starrte vor sich hin.

„Warum siehst du nicht nach den Kühen?“ fragte der Knecht.

Er erhielt keine Antwort.

„Kannst du nicht reden? Was ist denn mit dir?“

Keine Antwort.

Nun schaute der Knecht nach dem Brot und Käse, ob Toni alles verzehrt und etwa Hunger gelitten habe. Aber noch war mehr als das halbe Brot da, vom Käse der größte Teil; Toni hatte fast nur Milch getrunken.

„Wo fehlt's dir denn? Bist du krank?“ fragte der Knecht wieder.

Toni gab keine Antwort; es war, als hörte er gar nichts, und so regungslos starrte er vor sich hin, daß es dem Knecht ganz unheimlich wurde; er lief hinaus. Drüben erzählte er dem Senn, wie es mit dem Hüterbuben sei, und sie machten aus, wenn einer von den Sennbuben mit

der Butter hinuntergehe, so müsse man die Sache dem Mattenhofbauer berichten.

So verging wieder eine Woche. Dann wurde dem Bauer der Bericht gebracht. Er meinte aber, der Bube werde schon wieder lustig werden, die starken Gewitter werden ihn ein wenig erschreckt haben. Doch ließ er sagen, der Senn möge hinübergehen; er habe ja eigene Buben und verstehe sich besser auf deren Art als der Knecht; wenn etwas Unrichtiges mit dem Toni sei, so müsse man ihn herunterbringen. Einige Tage später ging der Senn wirklich mit einem seiner Buben hinüber.

Er fand den Toni geradeso in die Ecke gedrückt, wie der Knecht ihn gesehen hatte. Was der Senn auch sagen mochte, Toni gab keinen Laut von sich, rührte sich nicht und starrte immer vor sich hin.

„Er muß hinunter“, sagte der Senn zu seinem Buben, „geh gleich mit ihm; aber gieb acht, daß ihm nichts zustößt, und sei gut mit ihm, es ist ja zum Erbarmen mit dem Buben“, und dabei sah er mitleidig auf den Toni, denn der Senn hatte ein gutes Herz und Freude an seinen drei großen, frischen Buben. Der, den er bei sich hatte, war ein fester, stämmiger Bursche von sechzehn Jahren. Er trat zu Toni heran und hieß ihn aufstehen, aber Toni regte sich nicht. Da faßte der Bursch ihn unter den Armen, hob ihn in die Höhe wie eine Feder, schwang ihn dann hinten auf seinen Rücken, packte ihn mit beiden Ar-

men fest, und so wanderte er mit der leichten Bürde die Alp hinab.

Als der Mattenhofbauer den Toni in dem traurigen Zustand sah, der sich immer ganz gleich blieb, erschrak er; so hatte er die Sache nicht erwartet. Er wußte gar nicht, was er mit dem Buben machen sollte. Die Mutter war weit weg, Verwandte waren keine da, und in diesem Zustand den Toni bei sich behalten, das mochte er nicht. Er konnte so eine Verantwortung auf sich laden, die er nicht gern haben wollte. Plötzlich kam ihm ein guter Gedanke, derselbe, den die Leute dort in jeder Verlegenheit, in jeder Not und jedem Jammer immer zunächst haben: „Trag ihn zum Herrn Pfarrer", sagte er zu dem Sennbuben, „der weiß schon einen Rat und wird helfen." Der Bursche machte sich gleich wieder auf den Weg und kam zum Herrn Pfarrer. Dieser ließ sich alles erzählen, soviel der Bursche von dem Hergang der Sache wußte, wie Toni in diesen Zustand gekommen sei und wie lange er schon dauere; der Bursche wußte aber von allem sehr wenig. Der Pfarrer versuchte erst alle Mittel, Toni zum Sprechen zu bringen, fragte ihn, ob er zur Mutter wolle, aber es war alles umsonst, Toni gab nicht das leiseste Zeichen des Verständnisses oder der Teilnahme von sich.

Jetzt setzte sich der Herr Pfarrer hin, schrieb einen Brief und sagte zu dem Sennburschen: „Geh zurück auf den Mattenhof und sag dem Bauer, er soll anspannen und

mir sein Wägelchen schicken, ich will dann dafür sorgen, daß der Toni heut' noch nach Bern kommt, er ist schwer krank, sag das dem Bauer." Dieser spannte auf der Stelle an, froh, daß das Weitere ihm abgenommen war und er den Toni nur bis zur Bahnlinie hinunterzufahren hatte. Der Herr Pfarrer aber schickte zu seinem Küster hinüber, das war ein älterer, freundlicher Mann, der schon seit vielen Jahren dem Herrn Pfarrer in manchem verantwortlichen Geschäft an die Hand gegangen war. Ihm wurde der Auftrag gegeben, mit aller Sorgfalt den Toni nach der großen Heilanstalt in Bern zu bringen und dort dem Arzte, einem guten Bekannten des Herrn Pfarrers, dessen Brief zu übergeben. Eine halbe Stunde später fuhr das offene Wägelchen mit dem hohen Sitz vor das Pfarrhaus. Der Küster stieg hinauf, setzte den kranken Buben neben sich, hielt ihn sorgsam fest, und so fuhr der Toni zum erstenmal in seinem Leben, von einem Pferd gezogen, in die Welt hinaus. Aber er saß teilnahmlos da; es war, als ob er von der Außenwelt gar nichts mehr vernähme.

Kapitel IV.

In der Heilanstalt.

Der Arzt der Anstalt saß mit seiner Familie unter allerlei fröhlichen Gesprächen abends um den Familientisch. Selbst die Dame aus Genf, die täglich einige Stunden mit der Familie zubrachte, schien heute von der Munterkeit der Kinder ein wenig angesteckt: so lebendig hatte sie sich noch nie an all' den Verhandlungen beteiligt, welche über verschiedene Interessen der Schuljugend geführt wurden.

Der Dame war ein geliebter, reichbegabter Knabe vor nicht langer Zeit gestorben; dadurch war sie in so große Traurigkeit gefallen, daß ihre Gesundheit schwer gelitten hatte und sie daher in die Anstalt gebracht worden war, um dort Genesung zu finden.

Die belebte Unterhaltung wurde plötzlich dadurch unterbrochen, daß dem Arzt ein Brief übergeben wurde.

„Ein Brief von einem Bekannten, der mir einen Kranken in die Anstalt schickt. Es ist ein Junge, kaum so alt

wie unser Max — da lies." Damit überreichte der Doktor den Brief seiner Frau.

„Ach, der arme Junge!" rief die Frau, „ist er denn da? Hol ihn doch her; vielleicht thut es ihm gut, Kinder zu sehen."

„Ich glaube, er ist ganz in der Nähe", sagte der Doktor, ging hinaus, und bald kam er mit dem Küster und Toni wieder herein. Er zog den ersteren mit sich zu einer Fensternische und fing hier halblaut mit ihm zu sprechen an. Unterdessen näherte sich die Hausfrau dem Toni, der beim Hereintreten sich in die nächste Ecke gedrückt hatte. Sie sprach reundlich mit ihm und forderte ihn auf, an den Tisch zu kommen und mit ihren Kindern etwas zu essen. Toni rührte sich nicht. Jetzt sprang die kleine kecke Marie vom Sessel und kam mit einem großen Butterbrot zu Toni heran. „Da, beiß einmal hinein", sagte sie ermunternd.

Toni blieb unbeweglich.

„Sieh, so mußt du's machen", und die Kleine biß ein tüchtiges Stück von dem Brot ab und hielt es ihm dann wieder hin, immer näher, er hätte jetzt nur hineinzubeißen gebraucht. Aber er starrte vor sich hin und machte keine Bewegung. Dieser tonlose Widerstand wurde der kleinen Marie unheimlich, sie zog sich leise zurück.

Jetzt kam der Doktor näher, nahm den Toni bei der Hand und ging, vom Küster gefolgt, hinaus.

Die Erscheinung des armen Toni hatte auf die Kinder einen großen Eindruck gemacht, sie waren ganz still geworden. Später, als sie zu Bett gegangen waren und die beiden Frauen noch allein zusammensaßen, kam der Doktor wieder zurück. Er erzählte nun auf die dringenden Fragen der beiden alles, was ihm der Küster über den Verlauf der Krankheit und auch über das Leben des Toni mit seiner Mutter mitgeteilt hatte, und daß man vorher nie etwas Unrichtiges an dem Jungen bemerkt habe; nur sei er immer ein stilles und zahmes Kind und auch zarter gebaut gewesen als alle anderen.

Die Frauen fragten, wie er denn im Sommer auf der schönen Alp in diesen Zustand gekommen sei? Und der Doktor erklärte, das sei so unbegreiflich nicht, wenn man wisse, wie schrecklich die Gewitter droben in den Bergen seien; dazu ein zartes Kind, wie der Junge ja noch sei, ganz allein, ohne Menschen in der Nähe, ganze Wochen, ja monatelang, ohne ein Menschenwort zu hören; — „da", so schloß er, „kann vor Furcht und Grauen in der unheimlichen Einsamkeit ein Kind wohl so zusammenschrecken, daß es gänzlich erstarrt."

Jetzt brach die Genfer Dame, die einen ganz ungewöhnlichen Anteil an dem Geschick des armen Toni nahm, in großer Aufregung aus: „Wie kann eine Mutter zugeben, daß so etwas mit ihrem Kinde geschieht; es ist ja völlig unbegreiflich, ganz unfaßlich!"

„Sie können ja freilich nicht ahnen", erwiderte besänftigend der Arzt, „was arme Mütter oft mit ihren Kindern geschehen lassen müssen; glauben Sie nur nicht, daß es ihnen weniger weh thut als anderen. Sie sehen daraus, wie vieles durchgelitten wird, wovon wir nichts wissen, und wie schwer die Armut drücken kann."

„Wird man auch dem armen Jungen wieder helfen können?" fragte die Frau des Arztes.

„Wenn ich nur eine rechte Gemütsbewegung bei ihm hervorbringen könnte", entgegnete er, „daß der Bann sich lösen würde, der ihn gefangen hält; jetzt ist alles in ihm völlig starr und leblos."

„Ach, helfen Sie ihm! Helfen Sie ihm!" bat die kranke Dame eindringlich. „O, wenn ich etwas für ihn thun könnte!" Und in großer Aufregung ging sie hin und her und sann auf Hilfe, denn Tonis Geschick ging ihr tief zu Herzen. —

Es war in der zweiten Woche des August gewesen, als Toni in die Anstalt gekommen war. Tag um Tag, Woche um Woche vergingen, der Doktor konnte den beiden Frauen, die jeden Morgen seinem Berichte mit großem Verlangen entgegensahen, immer nur dieselbe traurige Kunde bringen: nicht die leiseste Änderung war zu merken. Alle Mittel wurden versucht, den Knaben zu belustigen, ob er vielleicht lachen würde; alle Mittel, ihn zu rühren, ob er weinen möchte; man machte ihm allerlei Künste vor, seine Auf-

merksamkeit zu erregen: alles, alles umsonst, keine Spur von Teilnahme oder Bewegung war bei dem Toni hervorzubringen. „Wenn er nur einmal zum Lachen oder zum Weinen zu bringen wäre“, wiederholte der Doktor immer wieder. Aber bald war er vier Wochen in der Anstalt, alle Hoffnung schwand, der Arzt hatte alle Mittel erschöpft.

„Jetzt will ich noch eines versuchen“, sagte er eines Morgens zu seiner Frau. „Ich habe an meinen Freund, den Pfarrer geschrieben und ihn gefragt, ob der Junge sehr an seiner Mutter gehangen habe; wenn ja, so solle er sie in den nächsten Tagen herschicken. Vielleicht macht das Wiedersehen noch einen Eindruck auf ihn.“

Mit größter Spannung sahen die Frauen nun der Ankunft der Elsbeth entgegen.

In der ersten Woche des September hatten die letzten Gäste das Gasthaus in Interlaken verlassen, in dem Elsbeth den Sommer zugebracht hatte; sie machte sich gleich auf den Weg nachhause, denn es verlangte sie, alles gut in Ordnung zu bringen, bevor Toni von der Alp herabkäme: sie dachte nicht anders, als er sei noch dort oben, und hatte keine Ahnung von allem, was vorgefallen war. Als sie daheim ankam, ging sie gleich nach dem Mattenhof, um nach dem Toni zu fragen und ihre Geiß zu holen. Der Bauer war sehr freundlich, meinte, ihre Geiß sei jetzt weit und breit eine von den schönsten, weil sie so lang an dem guten Futter gewesen sei. Als die Elsbeth aber nun nach

ihrem Toni fragte, brach er schnell ab und sagte, er habe gerade so viel zu thun, sie möge nur zum Herrn Pfarrer gehen, er wisse am besten Bescheid über den Buben. Es kam der Elsbeth gleich ein wenig sonderbar vor, daß der Herr Pfarrer am besten wissen sollte, was auf der Alp vorgehe, und während sie die Geiß heimführte und darüber nachdachte, stieg ein ängstliches Gefühl in ihr auf und wurde immer stärker. Daheim band sie schnell die Geiß an, ging gar nicht ins Hüttchen hinein, sondern lief auf demselben Weg, den sie eben gekommen war, wieder bis nach Kandergrund hinunter

Der Herr Pfarrer sagte ihr mit großer Schonung, der Toni habe das Leben auf der Alp nicht gut ertragen, man habe ihn herunterbringen müssen, und da es am besten für ihn gewesen, daß er schnell zu einem guten Arzt in die rechte Pflege komme, so habe er den Buben gleich nach Bern geschickt.

Die Mutter war sehr erschrocken und wollte gleich den andern Tag hinunterreisen, um selbst zu sehen, ob ihr Kind sehr krank sei.

Der Herr Pfarrer aber meinte, das gehe nicht, sie müsse warten, bis der Arzt einen Besuch erlaube, sie könne jedoch versichert sein, daß ihr Toni die beste Pflege genieße.

Mit schwerem Herzen ging Elsbeth in ihr Hüttchen zurück. Sie konnte nichts thun, nur alles dem lieben Gott übergeben, er allein war ja ihr Trost seit so vielen Jahren.

Es währte aber nur wenige Tage, so schickte der Herr Pfarrer ihr den Bescheid, sie solle gleich nach Bern reisen, der Doktor wünsche, daß sie komme.

Früh am folgenden Tag zog Elsbeth aus; um die Mittagstunde hatte sie Bern erreicht und bald stand sie vor der Pforte der Anstalt.

Sie wurde nach dem Wohnzimmer des Arztes geführt und hier mit großer Freundlichkeit von seiner Frau und mit einer noch lebhafteren Teilnahme von der Genfer Dame empfangen. Diese hatte sich so in die Geschichte des armen Toni und seiner Mutter hineingelebt, daß sie kaum noch an etwas anderes dachte, als wie den beiden zu helfen sei; sie hatte ja auch nur das einzige Kind gehabt und konnte sich den Kummer der Mutter so gut denken. Sie hatte auch den Arzt gebeten, dabei sein zu dürfen, wenn er den Buben zu der Mutter führen würde, um sich auch daran erfreuen zu können, wenn beim Wiedersehen die Freude bei dem armen Kinde durchbrechen würde, wie man hoffen konnte. Bald erschien auch der Doktor, und nachdem er die Mutter darauf vorbereitet hatte, daß Toni im ersten Augenblick noch nicht sprechen werde, holte er ihn. Er führte ihn an der Hand ins Zimmer, ließ ihn dann los und trat selbst zur Seite.

Die Mutter lief auf ihren Toni zu und wollte seine Hand fassen; er zog sie zurück, drückte sich in die Ecke und starrte ins Leere.

Die Frauen und der Arzt wechselten traurige Blicke.

Die Mutter ging ihm nach und streichelte ihn. „Toneli, Toneli“, sagte sie einmal ums andere mit zärtlicher Stimme, „kennst du mich denn nicht? Kennst du deine Mutter nicht mehr?“

Wie immer drückte Toni sich in die Wand hinein, machte keine Bewegung und schaute starr vor sich hin.

Die zärtlichen Töne der Mutter gingen in jammernde über: „Ach, Toneli, sag nur ein einziges Wort! Sieh mich nur einmal an! Toneli, hörst du mich gar nicht?“

Toni blieb unbeweglich.

Noch einmal schaute die Mutter voller Zärtlichkeit auf ihn, sie traf auf seine völlig starren Augen. Es war zuviel für die arme Elsbeth; das einzige Gut, das sie auf Erden besaß und an dem sie mit ganzer Seele hing, ihr Toni sollte ihr verloren sein und in so trauriger Weise! Sie vergaß alles um sich her; sie fiel neben ihrem Kinde auf die Kniee nieder, und während ihr die Thränen aus den Augen stürzten, betete sie laut aus dem Jammer ihres Herzens heraus:

„Ach lieber Gott, ach Vaterherz,
Mein Trost von so viel Jahren,
Wie läßt du mich so manchen Schmerz
Und große Angst erfahren!

Ach Herr, wie lange willst du mein
So ganz und gar vergessen?
Wie lange soll ich traurig sein,
Mein Brot mit Thränen essen?“

Tonis Augen hatten einen andern Ausdruck bekommen, er schaute seine Mutter an. Sie sah es nicht und fuhr unter Thränen zu flehen fort:

„Nach dir, o Herr, verlanget mich
Im Jammer dieser Erden;
Mein Gott ich harr' und hoff' auf dich,
Laß nicht zuschanden werden."

Plötzlich warf Toni sich an die Mutter hin und schluchzte laut auf. Sie umschlang ihn, und ihre Jammerthränen gingen in lautes, freudiges Schluchzen über. Auch das Kind schluchzte laut.

„Es ist gewonnen", sagte der Doktor in heller Freude zu den Frauen, die tiefbewegt auf die Mutter und den Buben schauten.

Jetzt öffnete der Doktor das Nebenzimmer und winkte der Elsbeth, mit dem Toni dort hineinzugehen; er fand für gut, daß die beiden nun eine Weile allein seien. Drinnen fing nach einiger Zeit der Toni ganz natürlich mit seiner Mutter zu sprechen an und fragte: „Gehen wir heim, Mutter, ins Steinhüttchen? Muß ich nicht mehr auf die Alp?"

Und sie beruhigte ihn und sagte, sie nehme ihn jetzt gleich mit heim, und da blieben sie beieinander. Bald kamen dem Toni alle seine Gedanken wieder ganz klar; nach einer Weile sagte er: „Aber ich muß etwas verdienen, Mutter."

„Kümmere dich jetzt nicht darum“, beruhigte Elsbeth, „der liebe Gott wird schon einen Weg zeigen, wenn es Zeit ist.“

Dann fing sie an, ihm von der Geiß zu erzählen, wie schön und fett sie geworden sei, und Toni wurde nach und nach ganz lebendig.

Nach einer Stunde holte der Doktor die beiden ins Wohnzimmer zu den Frauen zurück. Toni war völlig verändert, seine Augen hatten jetzt einen ernsthaften, aber ganz verständigen Ausdruck. Die Genfer Dame hatte eine unbeschreibliche Freude; sie setzte sich gleich zu ihm hin, und er mußte ihr erzählen, wo er in die Schule gegangen und was er gern gelernt habe.

Der Doktor aber winkte Elsbeth zu sich heran.

„Hört, gute Frau“, fing er an, „die Töne, die ihr da angeschlagen, haben einen tiefen, erschütternden Eindruck auf das Herz des Buben gemacht. Kannte er das Lied schon?“

„Ach du mein Gott“, rief die Elsbeth aus, „viele hundert Male habe ich es ja an seinem Bettlein gebetet, wie er noch ganz klein war, oft unter vielen Thränen, und er hat dann mit mir geweint, wenn er schon nicht wußte warum.“

„Er weinte, weil Ihr weintet, er litt, weil Ihr littet“, sagte der Doktor. „Nun begreif' ich's, daß er von diesen Tönen erwachte. Mit solchen Eindrücken schon in der

frühen Kindheit ist es kein Wunder, daß er ein stiller und in sich gekehrter Junge wurde. Das erklärt mir noch manches an dem Vorgang."

Jetzt trat die Genfer Dame heran, sie mußte durchaus mit der Frau reden. „Liebe, gute Frau, er soll und darf nicht wieder auf die Alp, er paßt nicht dazu", sagte sie in großem Eifer; „wir müssen etwas anderes für ihn suchen. Hätte er keine Lust zu irgendeinem andern Gewerbe? Aber es müßte ein leichtes sein; er ist nicht kräftig und bedarf der Sorge."

„Ach ja, er hätte große Lust etwas zu erlernen", sagte die Mutter; „schon von kleinauf hat er es gewünscht, aber ich darf es fast nicht sagen."

„Doch, doch, gute Frau, sagt's nur frisch heraus", ermunterte die Dame und erwartete etwas Unerhörtes.

„Er möchte so gern Holzschnitzer werden und hat auch viel Geschicklichkeit dazu, aber das Kost- und Lehrgeld zusammen beträgt über achtzig Franken."

„Ist das alles?" rief die Dame im höchsten Erstaunen, „ist das alles? Komm, mein Junge", und sie lief wieder zu Toni hin, „willst du wirklich gern Holzschnitzer werden? Am liebsten von allem?"

Die Freude, die in Tonis Augen leuchtete, als er die Frage bejahte, zeigte der Dame, woran sie war. Sie hatte ein solches Verlangen, dem Toni wohlzuthun, daß sie am liebsten gleich noch in derselben Stunde handeln wollte.

„Möchtest du's gleich erlernen, jetzt gleich zu einem Meister kommen?" fragte sie ihn.

Toni bejahte freudig.

Nun kam aber ein neuer Gedanke; sie wandte sich an den Doktor: „Sollte er sich vielleicht erst erholen müssen?"

Der Doktor erwiderte, er habe auch schon darüber nachgedacht; die Frau habe ihm aber gesagt, daß sie einen sehr guten Meister oben in Frutigen wisse. „Nun, denke ich", fuhr er fort, „das Schnitzen ist keine anstrengende Arbeit, und eine Hauptsache für den Toni ist, daß er eine Zeit lang gute, kräftige Nahrung bekommt. In Frutigen ist ein sehr gutes Gasthaus, wenn er nur hier und da —"

„Das übernehm' ich, Herr Doktor, das übernehm' ich", unterbrach ihn die Dame; „ich gehe mit, morgen reisen wir. In Frutigen werde ich Kost und Wohnung und alles, was er braucht, für den Toni besorgen." Die Dame schüttelte in ihrer Herzensfreude der Mutter und dem Buben wiederholt die Hände und ging hinaus, um ihr Mädchen über die Reisevorbereitungen zu unterrichten.

Als dann die Mutter mit dem Buben nach ihrem Zimmer gebracht worden war, sagte der Doktor in großer Freude zu seiner Frau: „Wir haben zwei Genesene. Auch unsere Dame ist geheilt; ein neues Interesse ist in ihr Leben gekommen, du wirst sehen, sie wird neu aufleben in der Fürsorge für diesen Jungen. Das war ein schöner Tag!"

Am folgenden Morgen wurde die Reise nach Frutigen angetreten, und die kleine Gesellschaft war so froh und glücklich zusammen, daß sie oben angekommen war, eh' sie sich's versah. Beim Holzschnitzer ließ sich die Dame alles sagen, was man zu dem Gewerbe brauche, und nachdem der Schnitzer allerlei Instrumente vorgezeigt, meinte er ein schönes Buch mit guten Bildern, nach denen man arbeiten könne, sei auch nicht zu verachten. Nachdem ihm die Dame recht anempfohlen, den Toni alles zu lehren, was ihm irgend für die Zukunft nützlich sei, ging man nach dem Gasthause. Hier mietete die Dame ein gutes Zimmer mit bequemem Bett und machte selbst mit dem Wirt den Küchenzettel für jeden Tag der Woche. Der Wirt versprach unter vielen Bücklingen, alles genau zu befolgen, denn er merkte wohl, mit wem er es zu thun habe.

Nun mußten die Mutter und Toni mit der Dame im Gasthaus speisen, und während der Mahlzeit hatte sie ihnen noch viel mitzuteilen: Sie gehe, sagte sie, nun nächstens heim nach Genf, da seien große Magazine, wo nichts als Schnitzereien verkauft würden; dort werde sie gleich vermitteln, daß Toni alle seine Arbeiten hinschicken könne; er möge nur mit frischem Mut zu arbeiten anfangen. Auch bestand sie darauf, daß Toni nicht zwei, sondern drei Monate beim Schnitzer bleibe, damit er alles von Grund aus erlerne; er könne ja von hier aus Sonntags die Mutter

besuchen, oder sie könne zu ihm kommen. Elsbeth und Toni waren so erfüllt von Dank, daß sie gar keine Worte dafür fanden; aber die Dame verstand sie trotzdem wohl und trug ein fröhliches Herz heim, wie sie es seit langer Zeit nicht mehr gehabt hatte.

Wie der Doktor vorausgesehen, so kam es: die Dame, die nicht mehr an ihre Heimat hatte denken können und wollen, begehrte nun nach Genf zurückzukehren; sie hatte nun so viel Pläne dort auszuführen, daß sie den Tag der Rückkehr kaum erwarten konnte.

Mit großer Freude willigte der Arzt in die baldige Abreise ein.

Toni, kaum bei seinem neuen Lehrmeister angekommen, machte sich mit solchem Eifer und Geschick an die Arbeit, daß der Schnitzer schon in der vierten Woche zu seiner Frau sagte: „Wenn der so fortfährt, so lernt er's besser als ich es selber kann."

Drei Monate waren zu Ende, da nahte Weihnachten heran. Durch tiefen Schnee watete Toni eines Morgens seiner Heimat zu. Er sah rund und frisch aus, und sein Herz war so fröhlich, daß er laut vor sich hinsingen mußte.

Als er aber nach langem Marsch plötzlich sein Steinhüttchen erblickte, mit der dickbeschneiten Tanne dahinter, da schossen ihm die Thränen in die Augen vor Freude; er kam ja wieder heim, heim für alle Zeit. Er lief auf das Häuschen zu, und schon hatte ihn die Mutter gesehen

und lief heraus, und wer nun von beiden die größte Freude hatte, das kann kein Mensch wissen, aber so glücklich waren die beiden, als sie wieder neben einander in ihrem Häuschen saßen, daß sie sich gar kein größeres Glück auf Erden hätten denken können. Ihre höchsten Wünsche waren erfüllt: Toni war Holzschnitzer und konnte sein Gewerbe daheim bei der Mutter treiben. Und mit welchem Segen hatte außerdem der liebe Gott sie noch überschüttet! Von Genf her waren der Elsbeth solche Wohlthaten zugekommen daß sie gar keinen sorgenschweren Tagen mehr entgegensehen mußte, und mit jeder Sendung kamen neue Zusicherungen für die bereitwillige Aufnahme von Tonis Arbeiten. Ein Weihnachtsfest aber, wie zwei Tage nachher im Steinhüttchen gefeiert wurde, hatten weder die Elsbeth noch ihr Toni je erlebt, denn die Festkerzen, welche die Mutter angezündet hatte, beleuchteten nicht nur eine Menge Sachen, die Toni zu seiner Bekleidung erhielt, sondern auch eine ganze Auswahl der schönsten Messer zum Schnitzen und ein Buch mit Bildern von einer Größe und Schönheit, wie Toni in seinem Leben noch nichts gesehen hatte; das Buch seines Meisters war dagegen ein wahres Spielzeug. Auch für Elsbeth war liebevoll gesorgt. Alles hatte die Dame in Genf ausgesonnen, und der lichte Wiederschein davon fiel erhellend in ihr eigenes Herz zurück.

Die schönsten Gemsen und Jäger aber und die präch-

tigen Adler auf den Felsen, die dort an den hohen Schaufenstern in Genf stehen, hat der Toni geschnitzt, und war ihm ein Stück ganz besonders gut gelungen, so wanderte es nicht zu dem Genfer Kaufherrn, sondern zu der Dame, für die Toni sein Leben lang ein dankbares Herz bewahrte.

„Und wer nur Gott zum Freunde hat,
Dem hilft er allerwegen!“

Kapitel I.

Basti und Fränzeli erlernen ein Lied.

In Bürgeln, dem kleinen Dorfe oberhalb Altorf, sind im Sommer die grünen Wiesen mit dem duftenden Gras und den frischen Blumen gar herrlich anzusehen und zu durchwandern. Schattige Nußbäume stehen ringsum, und an ihnen vorbei, die Wiesen hinunter rauscht der schäumende Schächenbach und macht wilde Sprünge, wenn ihm ein Stein im Wege liegt. Am Ende des Dörfchens, wo nur noch, von Epheu überwachsen, ein alter Turm steht, führt ein Fußweg weiter den Bach entlang. Hier steht ein besonders großer, uralter Nußbaum, und unter seinem kühlen Schatten lagern sich gern die Wanderer und schauen von dem schattigen Sitze zu den hohen Felsen auf, die in den blauen Himmel hineinragen. Wenige Schritte von dem alten Baum entfernt führt ein hölzerner Steg über den tosenden Bach, unmittelbar an den Berg hinan, wo der Fußweg steil hinaufgeht. Dort steht ein Häuschen mit einem kleinen Stall daran, höher hinauf wieder eines und noch eines

und dann, wie an den Berg angeworfen, das kleinste von allen, mit so niedriger Thür, daß kein Mann eintreten könnte, ohne sich bücken. Der Geißenstall hinten ist auch so klein, daß gerade nur die magere Geiß hineingeht, weiter gar nichts. Das Häuschen hat nur zwei Räume, Stube und Kämmerchen daneben, und vor der Stubenthür ein Plätzchen, wo der kleine Herd steht. Im Sommer bleibt die Hausthür den ganzen Tag offen und macht diesen kleinen Raum hell, sonst ist er ganz dunkel. In dem Häuschen hat der Wildheuer Joseph gewohnt, aber schon seit vier Jahren ist er tot, und nun wohnen noch seine Frau und zwei Kinder darin: die stille, fleißige Afra mit dem kleinen Basti, dem festen, gesunden Buben, und dem noch kleineren Fränzeli, dem zarten, hellgelockten Mädchen. Der Joseph und die Afra hatten sehr still und friedlich miteinander gelebt und ihre kleine Behausung nur dann miteinander verlassen, wenn sie zusammen zur Kirche gingen. Sonst blieb Afra immer bei ihrer Arbeit zuhause, Joseph aber ging am Morgen auf seinen Verdienst aus und kam abends wieder. Als ihnen ein Knäblein geschenkt wurde, sahen sie im Kalender nach, und da es der Tag des heiligen Sebastian war, gaben sie ihrem Kinde diesen Namen. Als dann das kleine Mädchen an dem Tage des heiligen Franziskus geboren wurde, hießen sie es Franziska, woraus dann, nach der Sitte des Landes, ein Fränzeli wurde. Die Kinder waren immer der Afra bestes Gut gewesen

und, seit sie ihren Mann verloren hatte, ihr großer Trost und ihre einzige Freude auf Erden. Sie hielt ihre Kinder so sauber und ordentlich, daß kein Mensch gedacht hätte, sie kämen aus dem geringsten Häuschen und gehörten einer der ärmsten Frauen der ganzen Gegend an. Jeden Morgen wusch sie sie mit aller Sorgfalt und kämmte das lichtblonde Lockenhaar des Fränzeli, daß es nicht so verwildert aussehe, und jeden Sonntagmorgen war von den zwei Hemdlein, die jedes besaß, wieder eines gewachsen, und darüber wurde dem Fränzeli das bessere Röcklein und dem Basti die Höschen vom Vater her angezogen. Sonst hatten beide nichts anderes auf sich, Strümpfe und Schuhe kamen den ganzen Sommer nicht an ihre Füße. Im Winter hatte die Mutter dann schon etwas Warmes für sie bereit, freilich nicht viel; es war nicht notwendig, die Kinder kamen dann fast gar nicht zum Häuschen hinaus. Aber für diese und alle sonstige Arbeit, die zu thun war, mußte die Afra früh und spät sein und konnte sich wenig Ruhe gönnen. Aber nichts war ihr zu viel: wenn sie nur ihre Kinder bei sich hatte und die beiden mit ihren fröhlichen Augen zu ihr aufschauten, vergaß sie gleich alle Müdigkeit, die sie noch eben niederdrücken wollte, und kein Wohlleben der Welt hätte sie für ihre Kinder eingetauscht. Sie gefielen auch jedem wohl, der sie sah. Wenn sie miteinander Hand in Hand den Berg herunterkamen — denn der Basti hielt als guter Beschützer das Fränzeli immer fest an der Hand — dann sagte

manchmal ein Nachbar, der sie vorbeigehen sah, zum andern: „Es hat mich doch schon manchmal wunder genommen, was die Afra mit ihren Kindern macht; seit die meinen auf der Welt sind, haben sie nie so appetitlich ausgesehen, wie diese zwei.“

„Gerade das wollte ich auch eben sagen“, erwiderte gewöhnlich der andere; „ich will doch einmal meine Frau fragen, wie das zugeht.“ Die Frauen aber hörten das nicht besonders gern und sagten, da könne man nichts dafür, die einen Kinder seien nun einmal so und die andern anders, und die Afra müsse nicht meinen, daß schöne Kinder die Hauptsache seien. Das meinte aber die Afra durchaus nicht, nur wollte sie, da ihr der liebe Gott einmal so liebliche Kinder gegeben, dieselben nicht durch Schmutz verunstalten. Wenn aber ein Nachbar zu ihr sagte: „Afra, Eure Kinder gefallen mir; der Bub' ist wie ein Erdbeerapfel, und das Fränzeli mit den zarten Bäcklein und den goldenen Ringellocken ist gerade wie ein Altarbildchen“, dann erwiderte sie: „Wenn sie mir der liebe Gott nur gesund erhält und sie auch brav werden, darum bet' ich alle Tage.“ Und das that sie wirklich.

Es waren nun bald fünf Jahre vergangen, seit sie ihren Mann verloren hatte. Der Basti war vor einiger Zeit sechs Jahre alt geworden, das Fränzeli fünf, sah aber, so zart und fein gebaut, wie es war, wohl um zwei Jahre jünger aus, als der feste Basti mit seinen kräftigen Gliedern.

Es war ein rauher Herbst; früh trat der Winter ein

und schien recht hart werden zu wollen. Schon im Oktober fiel tiefer Schnee und ging nicht mehr weg. Im November stand das Häuschen der Afra so tief darin, daß man kaum mehr hinaustreten konnte. Basti und Fränzeli saßen in ihrer Ecke beim Ofen und kamen nie mehr vor die Thür. Die Mutter mußte dann und wann hinaus, that es aber nur, wenn sie auch nicht ein Bröcklein mehr im Hause hatte. Den Berg hinunterzukommen war fast unmöglich, so tief lag der Schnee; und einen Pfad machte da niemand, als etwa ein einzelner Mann, der noch höher oben wohnte, und in dessen Fußtapfen sie dann zu treten suchte. Hatte es aber frisch geschneit, so mußte sie den Weg selbst suchen und sich bahnen. Kam sie dann von diesen Gängen nachhause, so war sie oft so müde, daß sie sich alle Gewalt anthun mußte, um nicht niederzusinken. Und doch gab's dann noch so viel zu thun, daß sie noch lange sich keine Ruhe gönnen konnte. Aber doch war es nicht die Müdigkeit, die sie jetzt oft schweigsam machte und ihr so manchen schweren Seufzer auspreßte, wenn sie endlich abends sich hinsetzte, um noch das Zeug der Kinder zu flicken. Schwere Sorgen drückten sie nieder und wuchsen mit jedem Tage Oft wußte sie nicht mehr, wie sie ein Stücklein Brot erwerben könnte, so selten bekam sie Arbeit, und hatte sie eine Woche lang nichts verdient mit Stricken oder Spinnen, so konnte sie kein Brot kaufen, und die wenige Milch von der magern Geiß war die ganze Nahrung für alle drei.

„So sann die Afra oft stundenlang in der Nacht hin und her, was sie thun könnte, um nur irgendetwas, wenn auch noch so wenig, zu erwerben; denn noch drei lange Wintermonate lagen vor ihr. Sonst, wenn die Mutter die Kinder zu Bett gelegt und sich neben sie an ihre Flickarbeit gesetzt, hatte sie ihnen immer ein Lied gesungen, und dabei waren sie eingeschlafen. Jetzt saß die Mutter still da und kein Gesang wollte aus dem gepreßten Herzen aufsteigen.

So saß sie eines Abends schweigend und kummervoll da, draußen heulte der Wind und rüttelte so an dem Häuschen, als wollte er es umwerfen. Das Fränzeli war gleich eingeschlafen, denn wenn es nur die Mutter bei sich sitzen sah, hatte es keinen Kummer, wenn auch der Wind noch so arg heulte und pfiff. Der Basti aber hatte die Augen noch ganz offen und schaute der Mutter zu, wie sie flickte. Plötzlich sagte er: „Aber Mutter, warum singst du auch nie mehr?"

„Ach Gott", seufzte sie, „ich kann es nicht mehr."

„Weißt du das Lied nicht mehr? So wart, ich will dir schon zeigen, wie es geht", und Basti setzte sich aufrecht in seinem Bett und fing an zu singen:

„Jetzo kommt die Nacht herfür,
Liegt auf Wald und Wegen,
Und wir beten all' zu dir:
Gieb uns deinen Segen!"

Mit fester, klarer Stimme hatte Basti völlig richtig

den Vers durchgesungen, den er so manchen Abend von der Mutter gehört hatte, und diese war ganz verwundert. Plötzlich schoß ihr ein Gedanke durch den Kopf. „Den hat mir der liebe Gott geschickt", sagte sie, und blickte freudig auf ihren Buben hin. „Basti, du kannst mir etwas verdienen helfen; daß ich für dich und Fränzeli wieder Brot habe, das willst du doch gern?"

„Ja, ja, ich will, — jetzt gleich?" fragte Basti in großem Eifer und stieg sofort aus dem Bett heraus.

„Nein, nein, geh nur wieder hinein; siehst du, wie du frierst?" und die Mutter steckte schnell den Kleinen wieder unter die Decke. „Aber morgen will ich dich ein Lied lehren, und am Neujahrstage kannst du es den Leuten singen; es währt nicht mehr lange bis dahin, und dann geben sie dir Brot und vielleicht Nüsse."

Basti kam über die Aussicht auf diese Gaben und auf seine wichtige Thätigkeit in solche Aufregung, daß er gar nicht einschlafen konnte und einmal ums andere fragte: „Mutter, ist es bald morgen?" Aber zuletzt wurde doch der Schlaf Meister und drückte dem Basti die Augen zu.

Am Morgen erwachte er mit demselben Gedanken, mit welchem er eingeschlafen war, aber er mußte sich noch gedulden, denn die Mutter sagte: „Erst am Abend können wir singen, am Tage hab' ich viel zu thun." Da verkürzte sich Basti die Zeit damit, daß er dem Fränzeli erzählte, was ihn die Mutter lehren wolle, und daß er dann Brot

heimbringen werde und vielleicht auch Nüsse. Das Fränzeli hörte ganz gespannt zu und konnte auch kaum den Abend erwarten.

Als es nun dunkel geworden und die Mutter mit allen Geschäften zu Ende war, zündete sie das Lämpchen an, setzte sich an den Tisch und zog das Fränzeli auf die eine, den Basti auf die andere Seite zu sich heran. Dann nahm sie die warmen Strümpfchen vor, die für den Basti zu seiner Reise gestrickt werden mußten, und sagte: „Hör mir jetzt recht zu, Basti, ich will dir den ersten Vers ein paar Mal vorsingen, dann wollen wir probieren, ob du ihn kannst", und nun fing die Mutter zu singen an. Es währte auch gar nicht lange, so sang der Basti schon mit, und plötzlich fing auch das Fränzeli mitten hinein ganz eifrig zu singen an. Als das die Mutter hörte, nickte sie ihm freundlich zu, und als dann der Vers zu Ende war, sagte sie: „Das ist recht, Fränzeli, vielleicht lernst du's auch noch." Als sie nun so zusammen viele Male den Vers gesungen hatten, sagte die Mutter: „Willst du's nun probieren, Basti? Das Fränzeli hilft auch ein wenig mit; was meinst, Fränzeli?" Es nickte fröhlich, und der Basti begann mit fester Stimme sein Lied. Wie mußte aber die Mutter erstaunen, als das Fränzeli mit einem silberhellen Stimmchen einfiel, das sie vorher noch gar nicht so gehört hatte, und wenn der Basti noch etwa aus der Melodie fallen wollte, so sang die Kleine weiter wie ein Vögelein, das ohne Mühe

und ganz richtig seine Melodie zu Ende singt. Die Mutter war hocherfreut; sie hatte nie daran gedacht, daß das kleine Fränzeli mithelfen könne; und es klang so hübsch, als nun die beiden zusammen sangen, daß sie nur immer hätte zuhören mögen. Sie hatte so viel mehr erreicht, als sie erwartet. Jeden Abend wurde nun mit allem Fleiß gesungen, und als die Woche zu Ende war, konnten die Kinder schon das ganze Lied mit allen vier Versen ohne Anstoß, und das machte ihnen so große Freude, daß sie immer wieder von vorn anfingen, wenn sie zu Ende waren und gar nicht genug bekommen konnten von ihrem Singen. Die Mutter war sehr froh darüber, denn nun konnte sie sicher sein, daß die Kinder nicht stecken bleiben würden, auch wenn sie nicht bei ihnen wäre.

Der Dezember war gekommen und der Jahresschluß nahe. Kurz zuvor setzte sich am Abend die Mutter noch einmal mit den Kindern hin, um zu hören, ob sie auch ganz sicher seien in ihrem Gesang, und stimmte das Lied an; aber jetzt kamen diese der Mutter immer voran, so sicher und eifrig waren sie, und die Mutter mußte durchaus ihren Takt ein wenig beschleunigen, wenn sie mit wollte. Ohne Anstoß sangen sie alle vier Verse ihres Neujahrsliedes. Es hieß so:

„Nun ist das alte Jahr dahin,
Ein neues ist gekommen,
Wir wünschen, daß es euch erschien
Zu euerm Heil und Frommen.

Jetzt ist die kalte Winterzeit,
Die Erde starrt im Eise,
Doch ist der liebe Gott nicht weit
Und hilft nach seiner Weise.

Doch wird es manchem Vöglein schwer,
Sein Futter zu erreichen,
Und auch die Kinder ziehn umher
Und suchen sich desgleichen.

Nun bring' euch allen früh und spat
Das Jahr viel Heil und Segen,
Und wer nur Gott zum Freunde hat,
Dem hilft er allerwegen."

Kapitel II.

Unerwartete Neujahrssänger.

Der Neujahrsmorgen war gekommen. In aller Frühe war die Mutter zur Kirche gegangen, denn das versäumte sie nie. Nun fing sie an, die harrenden Kinder in alle warmen Sachen zu packen, die sie nur hatte; freilich viele waren es nicht, doch hatte sie auch dem Fränzeli noch ein paar warme Strümpfe gestrickt, die brauchte es ja heute besonders. Zuletzt nahm die Mutter ein altes Tuch hervor, das sie sonst selbst umlegte, wickelte das Fränzeli um und um darein, nahm es auf den Arm und sagte: „So, nun können wir gehen.“ Der Basti zog voran und arbeitete sich ganz tapfer durch den hohen Schnee bis hinunter auf den Weg, dem Schächenbach entlang. Hier konnte er neben der Mutter gehen und hatte so viel zu fragen, wohin sie nun kommen und was dann geschehen werde, daß die Zeit ganz schnell verging und er unvermerkt seine dreiviertel Stunden zurückgelegt hatte.

Sie waren jetzt bei den ersten Häusern von Altorf

angelangt. Die Mutter sah gleich, daß schon eine Menge Kinder unterwegs waren, um ihre Neujahrslieder zu singen; in allen Häusern gingen sie aus und ein. Die Afra ging ohne Aufenthalt bis zum großen Gasthaus, das unweit der Kirche bei dem alten Turme steht. Hier war es noch ziemlich still. Die Mutter stellte das Fränzeli auf den Boden, packte es aus und schickte dann die Kinder in das große Haus hinein; dort sollten sie gleich beim Eintritt ihr Lied anstimmen. Sie selbst zog sich ein wenig hinter den Turm zurück, doch so, daß sie die Kinder sehen konnte, wenn diese wieder herauskamen.

Basti trat, das Fränzeli fest an der Hand haltend, in das Haus ein, fing gleich mit heller Stimme sein Lied zu singen an, und Fränzeli stimmte ganz melodisch mit ein. Da wurde die Thür der Gaststube aufgemacht, die Leute riefen die Kinder herein, lobten sie für ihren Gesang, und in den Korb, den die Mutter dem Basti an den Arm gegeben, flog von da und dort manches Stück Brot und hier und da auch ein Bätzlein, und die Frau des Hauses legte eine große Hand voll Nüsse hinein und sagte: „Am Neujahr müßt ihr auch etwas aufs Brot haben!“ Nun dankte der Basti ganz laut und das Fränzeli leise, und dann liefen die Kinder voller Freude über ihre Gaben zur Mutter hinaus. Nnn ging es weiter nach einem andern Hause, aber da waren schon singende Kinder und andere kamen noch nach, so daß manchmal eine ganze Schar miteinander in

demselben Hause stand. Wollten sie dann alle durcheinander singen, so kam die Frau oder der Mann heraus und sagten, sie wollten lieber jedem ein Stück Brot geben, als solchen Lärm haben; manchmal bekamen sie auch nicht alle von den Gaben und mußten leer wieder fort. Aber mehr als einmal, wenn da so viele zusammen vor einer Thür standen, rief die Frau das Fränzeli zu sich heran und sagte freundlich: „Komm, du Kleines, du erfrierst ja fast, du mußt etwas haben, aber dann geh heim, du zitterst ja wie ein Läublein."

Nachdem die Kinder so in fünf oder sechs Häusern gesungen hatten und nun wieder aus einem heraustraten, sah die Mutter, daß es nicht länger so ging; es war bitterkalt, daß sie selbst fast erstarrt war, und das zarte Fränzeli zitterte an all' seinen Gliedern so, daß es gar nicht mehr singen konnte. Sogar der Basti war völlig blau geworden und hatte so steife Hände, daß er nichts mehr fassen konnte und nur den Arm mit dem Korb vorstreckte, wenn er etwas bekommen sollte.

Jetzt wickelte die Mutter rasch das Fränzeli wieder ein und nahm es auf den Arm.

„Und du, Basti", sagte sie, „lauf nur recht, komm, so wirst du wieder warm." Nun liefen sie ohne stillzustehen, bis sie wieder daheim in ihrem Häuschen waren, und nun setzten sie sich alle drei um den kleinen Ofen ganz nahe zusammen, bis Hände und Füße wieder warm waren.

Dann holte Basti den Korb herbei; sie mußten doch sehen, was alles drinnen war. Die Kinder bekamen auch nach der großen Anstrengung jedes ein schönes Stück Brot und ihre Nüsse dazu, und so feierten sie zusammen einen fröhlichen Neujahrsabend. Auch die Mutter war froh und dankbar; war ihr auch keine durchgreifende Hilfe zuteil geworden, so hatte sie doch für manchen Tag genug Brot, und hier und da war ja auch ein Batzen mit in den Korb hineingeflogen, den konnte sie gar gut gebrauchen.

Freilich folgten noch schwere, kummervolle Tage und die Mutter hatte noch oft mit Mangel und Frost zu kämpfen. Aber endlich ging der lange Winter zu Ende, die warme Sonne schien wieder, die Kinder konnten wieder vor dem Hüttchen sitzen und mußten nicht mehr frieren. Auch die Geiß wurde wieder hinausgeführt, konnte von dem jungen, schönen Gras fressen und gab wieder ein wenig mehr Milch.

Der Mutter war eine große Last dadurch abgenommen, daß sie nicht mehr überall nach Holz suchen mußte, um das dünne Häuschen notdürftig zu erwärmen, denn jetzt glitzerte die Sonne warm in die Fenster, und schöne, laue Luft strömte herein. Aber die Mutter hatte sich den ganzen Winter durch so sehr angestrengt und so mangelhafte Nahrung zu sich genommen, daß sie ganz um ihre Kräfte gekommen war, und auch die warme Frühlingssonne konnte ihr dieselben nicht wiederbringen. Trotzdem ließ sie nicht nach in ihrem Fleiß und ihrer rastlosen Thätigkeit von

früh bis spät, und wenn sie auch manchmal vor Müdigkeit und Schwäche zu erliegen glaubte, eine große, innere Angst trieb sie immer wieder neu an; denn sie sah wohl voraus, wenn sie sich und die Kinder nicht mehr durchbringen könnte, würden sie ihr von der Armenbehörde weggenommen und irgendwo untergebracht, damit sie in einem Dienst ihr Brot erwerben könnten. Und der Gedanke war ihr so schrecklich, daß sie lieber ihre letzte Kraft einsetzen wollte.

Jetzt waren die langen, heißen Sommertage gekommen. Von dem wolkenlosen Himmel sandte die Sonne ganze Gluten auf die Bergwände nieder, an denen überall das Spätheu zum Trocknen lag oder schon in Bündel gemacht wurde. Auch Afra war mit den Kindern hinaufgestiegen, wo hoch am Felsen droben ihr ein kleines Stückchen Erde gehörte, von dem sie jedes Jahr das Winterfutter für ihre Geiß gewann. Sie hatte das Heu, das sie tags zuvor abgemäht, zusammengebunden, um es nun als ganz warme und trockene Bürde auf dem Kopf nachhause zu tragen. Das Fränzeli hielt sich, wie immer, wenn die Mutter keine Hand frei hatte, fest an deren Kleide, Basti aber hatte auch eine kleine Heubürde zu tragen.

Daheim holte die Mutter gleich die Milch herbei, denn sie hatten alle seit dem kärglichen Frühstück nichts genossen als zwischendurch ein Stück Brot, das sie mitgenommen, und nun war es schon fünf Uhr abends. Als die Mutter

zur Milch den Rest des Brotes aus dem Schrank nahm, sah sie erst, wie sehr klein er war. Ehe sie die bestellten Strümpfe fertig gestrickt hatte, bekam sie kein Geld, um Brot zu kaufen, und gestern und heute hatte sie wegen der Arbeit beim Heu nicht stricken können. Die Mutter gab die Hälfte des kleinen Stückchens dem Fränzeli, die andere dem Basti und sagte: „Ich weiß wohl, daß ihr recht Hunger habt, aber ihr begreift es schon, daß ich euch nicht mehr geben kann; seht, es ist eben nichts mehr da. Aber heut' Abend will ich fleißig stricken, dann kann ich euch morgen ein größeres Stück geben." Basti nahm fröhlich sein Stücklein in Empfang; aber er biß noch nicht hinein, er sah noch auf die Mutter, die Milch in die Schüsselchen goß, die sie den Kindern gab, sich dann hinsetzte und ihren Kopf in die Hand legte. Basti schaute sie noch immer unverwandt an.

„Wo hast du dein Brot, Mutter?" fragte er endlich.

„Ich habe keins, Basti, aber ich habe auch keinen Hunger, ich brauche nichts", erwiderte die Mutter. Da kam das Fränzeli hurtig heran und steckte der Mutter schnell noch ein ganz kleines Bröcklein in den Mund, das es noch übrig hatte, und der Basti streckte sein Stücklein auch hin und sagte ganz kläglich: „Ja, wenn du keins hast, dann mußt du hungern; so wollen wir teilen." Aber die Mutter hielt es ihm wieder hin: „Nein, nein, Basti, iß nur fröhlich; sieh, ich könnte nicht essen, es ist mir nicht

so recht. Wenn ich nur morgen nach Altorf hinunter zum Doktor gehen könnte, er würde mir doch einen Rat geben; so geht's nicht mehr."

Die letzten Worte sagte sie leise für sich und plötzlich sank sie mit geschlossenen Augen zurück; vor Schwäche und Mattigkeit hatte eine Ohnmacht sie befallen. — Der Basti schaute die Mutter eine Weile an, dann sagte er leise zu Fränzeli: „Komm, ich weiß schon, was ich mache, aber du mußt ganz leise sein, daß du die Mutter nicht weckst: siehst du, sie will ein wenig schlafen." Damit faßte er das Fränzeli fest an der Hand, zog es gegen die Thür, und es konnte gar nicht anders als leise sein, denn es hatte weder Strumpf noch Schuh an seinen kleinen Füßen, wie der Basti auch nicht. So kamen sie ganz stille zur offenen Thür hinaus und wanderten zusammen den Berg hinunter. Als sie den steilen Fußweg den Berg hinunter zurückgelegt hatten und nun ihre Wanderung längs dem tosenden Wasser fortsetzten, drückte der Basti das Fränzeli vom Bach weg auf die andere Seite des Weges und noch ein gutes Stück weit in die Wiese hinein und sagte belehrend: „Siehst du, Fränzeli, man darf nie, nie auf der anderen Seite gehen, sonst fällt man in den Schächen hinunter; das hat die Mutter gesagt, und so kleine Kinder wie du würden auf der Stelle ertrinken." Das begriff Fränzeli und ließ sich ganz willig durch die Wiese führen. Dann begann der Basti wieder: „Siehst du, Fränzeli, jetzt gehen wir nach Altorf in die

Häuser und singen wieder unser Lied, dann bekommen wir Brot und vielleicht auch Nüsse, dann bringen wir alles der Mutter, weißt, weil sie heut' kein Brot mehr bekommen hat; aber kannst du auch das Lied noch singen?"

Fränzeli war sehr erfreut über dieses Reiseziel und wanderte mit neuem Eifer durch die Wiese und dann auf der steinigen Straße trotz seiner nackten Füßchen. Es sagte, das Lied könne es schon noch, und Basti schlug vor, es noch einmal zu probieren. So stimmten die Kinder laut ihr Neujahrslied an. Sie konnten es noch ganz gut, fingen immer wieder von vorn an, und so kamen sie unvermerkt bis nach Altorf hinunter, obschon Fränzelis zarte Füßchen vor Anstrengung ganz rot geworden waren. Als sie die ersten Häuser des Fleckens erreicht, hörten sie auf zu singen, und Basti sagte: „Ich weiß noch ganz gut, bei welchem Haus man anfängt, hier noch nicht." Er zog Fränzeli, das jetzt ein wenig müde war, bis zu dem großen Gasthaus „Zum goldenen Adler", in das die Mutter sie am Neujahrstag zuerst hineingeschickt hatte. Aber jetzt sah es da anders aus als damals. Die Abendsonne warf goldene Strahlen auf den freien Platz vor der Hausthür, und ein ziemlicher Lärm erscholl von dorther. Eine ganze Gesellschaft von Fremden war angekommen, lauter junge Herren in schönen, farbigen Mützen; die hatten gleich nach ihrer Ankunft den großen Tisch aus der Gaststube herausgetragen, draußen auf den freien Platz hingestellt, und nun saßen sie

alle daran und aßen und tranken in großer Fröhlichkeit, denn sie hatten heute einen langen Marsch gemacht und ließen es sich nun wohl sein. Als Basti die vielen Herren an dem Tisch erblickte und Fränzeli vor Furcht stillstand, fand er es am besten, gleich aus der sicheren Ferne die Herren anzusingen, und so stimmte er denn mit aller Kraft an, damit sie es auch durch den Lärm, den sie selbst machten, hören konnten.

„Still“, donnerte plötzlich die ungeheuere Stimme des gewaltig großen Menschen, der oben am Tisch saß, „still sag' ich, ich höre Gesang, wir bekommen Musik zu unserer Abendtafel.“

Die Herren sahen sich alle um, und als sie die Kinder erblickten, die sich ein wenig hinter den alten Turm gestellt hatten, winkten alle, und eine Menge Stimmen riefen zugleich: „Nur heran!“ — „Nur näher!“ — „Nur hierher!“

Die Kinder hatten aufgehört zu singen, und der Basti kam sehr bereitwillig heran; er mußte aber das Fränzeli ein wenig ziehen, denn es fürchtete sich sehr.

Jetzt streckte der große Blonde mit dem dicken Bart seinen langen Arm aus, zog den Basti noch näher zum Tisch heran, und alle riefen: „Nun laß sie singen, Barbarossa.“

„So, nun singt euer Lied“, befahl dieser, „nur tapfer!“

Basti fing mit lauter Stimme an, und Fränzelis Stimmchen tönte wie ein leises, silbernes Glöcklein dazu und ohne Wanken sangen sie:

„Nun ist das alte Jahr dahin,
Ein neues ist gekommen;
Wir wünschen, daß es euch erschien
Zu euerm Heil und Frommen.“

„Barmherzigkeit! Wir sind auf die andere Seite der Weltkugel geraten, hier feiern sie Neujahr!“ schrie Barbarossa laut auf, und nun ging ein Rufen und Lachen los, daß es einen ungeheuren Lärm gab.

„Hört doch auf und macht nicht solchen Spektakel“, rief jetzt der hohe Schwarzlockige, der neben Barbarossa saß; „seht doch das kleine Madönnchen an, es zittert ja vor Schrecken.“

Nun gab es wirklich Ruhe, und alle schauten nach dem Fränzeli, das sich ängstlich an Basti festhielt.

„Ritter Maximilian, nimm du dich des Madönnchens an!“ befahl Barbarossa, „und dann weiter mit dem Gesang!“

Maximilian nahm das Fränzeli freundlich bei der Hand und sagte: „Komm du zu mir, du kleines Mädchen, da kann dir niemand was zuleide thun.“

Fränzeli hielt vertrauensvoll seine Hand fest, und sobald es ruhig ward, stimmte Basti wieder an:

„Jetzt ist die kalte Winterszeit,
Die Erde starrt im Eise,
Doch ist der liebe Gott nicht weit
Und hilft nach seiner Weise.“



Spyri, Kurze Gesch. I. S. 176.

„Mich hat er wirklich heute vor Frost bewahrt“, warf Barbarossa ein, an dem alles wie in Gluten stand: die Augen, die Wangen und der Bart.

Lärm und ungeheueres Lachen waren wieder ausgebrochen, aber viele riefen nun:

„Weiter!“ — „Weiter!“ — „Weiter!“ Die Kinder sangen:

„Doch wird es manchem Vöglein schwer,
Sein Futter zu erreichen,
Und auch die Kinder ziehn umher
Und suchen sich desgleichen.“

„Das müssen sie haben, das müssen sie haben“, riefen sie nun von allen Seiten, und eine Menge Teller mit ganzen Schichten von guten Sachen wurden zu den Kindern hingeschoben. Aber Basti ließ sich nicht verlocken, mit fester Stimme sang er weiter und das Fränzeli half bis zu Ende mit:

„Nun bring' euch allen früh und spat
Das Jahr viel Heil und Segen,
Und wer nur Gott zum Freunde hat,
Dem hilft er allerwegen.“

Nun brach ein ungeheuerer Jubel aus und alle riefen durcheinander: „Das ist ein schöner Wunsch! Der bringt uns Glück auf die Reise!“

Barbarossa aber zog nun den Basti zu sich und stellte einen Teller mit so vielen schönen Sachen vor ihn hin, wie er sie in seinem Leben noch nie gesehen hatte. Auf

dem Rand lag ein großes Stück schneeweißes Brot, und Barbarossa sagte ermunternd: „So, mein Sohn, nun geh tapfer ans Werk und gieb nicht nach, bis du alles besiegt hast.“ Und all’ die anderen Teller mit den hohen Haufen darauf wurden ihm noch zugeschoben, und von allen Seiten rief es: „Den auch noch!“ — „Das soll er auch noch haben!“

Basti stand da und schaute auf all’ die Schätze mit hellem Entzücken in den Augen, und vor Erwartung wurden ihm die Augen immer größer, aber er berührte nichts. Dem Fränzeli, das immer noch die Hand seines Beschützers festhielt, hatte dieser einen ebenso reichlich gefüllten Teller vorgesetzt und es aufgefordert, zuzugreifen. Fränzeli hatte durch den langen Marsch einen großen Hunger, nahm gleich ein schönes Bröcklein an die Gabel und wollte es zum Munde führen; aber es guckte schnell noch nach dem Basti, und als es sah, daß dieser keinen Bissen aß, legte es hurtig sein Bröcklein wieder in den Teller zurück.

„Was ist denn mit dir los? Warum greifst du denn nicht an, mein tapferer Tellen-Enkel? Wie heißest du denn eigentlich?“ fragte Barbarossa.

„Basti heiß’ ich“, war die Antwort.

„Gut, Basti, mein Sohn, was hast du denn für tiefe Gedanken, die dir so die Augen aufreißen und den Appetit benehmen?“

„Wenn ich nur einen Sack hätte!“ kam jetzt heraus.

„Einen Sack? Und was dann?“

„Dann will ich alles hineinthun und der Mutter bringen, sie hat heute kein Brot mehr gehabt.“

Nun wurden die Herren ganz mitleidig und viele riefen, man müsse ihm einen Sack holen, er solle seinen Willen haben; andere fragten, wo die Mutter wohne, ob sie gleich in der Nähe sei. Als Basti antwortete, sie wohne in Bürgeln oben auf dem Berge, brachen alle in Verwunderung aus, und Barbarossa sagte: „Wenn ihr von dort oben heruntergekommen seid, so habt ihr doch gewiß auch Hunger, — nicht Basti?“

„Ja, und auch noch, weil wir heute nur ganz wenig Brot bekommen haben“, bestätigte dieser; „aber morgen kann die Mutter vielleicht die Strümpfe fortbringen, dann bekommen wir mehr.“

Jetzt wollte jeder der Herren etwas thun, die einen einen Sack holen, die anderen einen Träger; aber Barbarossa rief, alle übertönend: „Jetzt will ich vor allem sehen, wie diese zwei Menschenkinder sich satt essen, und dann kommt das Weitere. Nun hör, Basti! Was hier auf deinem Teller liegt, das ißt du, und wenn du fertig bist, so bekommt deine Mutter alles übrige.“

„Das alles?“ fragte Basti und wies mit leuchtenden Augen auf alle die gefüllten Teller hin.

„Alles!“ bestätigte nun Barbarossa. „Kannst du nun anfangen?“ Jetzt ergriff Basti seine Gabel und aß mit so

erfreulichem Appetit darauf los, daß Barbarossa mit großer Befriedigung zuschaute, die Maximilian besonders mitempfand, als nun auch Fränzeli es wagte, endlich seinen großen Hunger zu stillen. Die Thätigkeit wurde nur hier und da durch eine kurze Frage und Antwort unterbrochen.

„Hat euch eure Mutter hierher geschickt, das Lied zu singen?“ fragte einmal Barbarossa.

„Nein, sie ist eingeschlafen, weil sie kein Brot gegessen hatte und müde war. Sie wollte auch zum Doktor gehen, daß er ihr einen Rat gebe“, erklärte der Basti, „und da bin ich mit dem Fränzeli gegangen, daß die Mutter Brot bekomme, wenn sie erwacht, denn wir haben das erste Mal auch Brot bekommen, als wir hier gesungen haben.“

Jetzt begriffen die Herren, wie es gekommen, daß die Kinder ihnen das Neujahrslied gesungen hatten, und Barbarossa rief: „Ich trage darauf an, daß wir alle miteinander unsere Sänger nach Bürgeln hinaufbegleiten. Ohnehin müßten wir morgen die Stätte aufsuchen, wo die Wellen des wilden Schächenbachs den braven Tell verschlungen haben. Wir machen heute eine Mondscheinpartie daraus und bringen unsere entlaufenen Freunde ihrer Mutter wieder.“

„Und du als guter Mediziner giebst ihr gleich einen guten Rat“ setzte Maximilian hinzu.

Als er dann aber sah, daß schon alle Freunde ihre Sitze verließen, die Stöcke schwenkten nnd gleich auf und

davon wollten, da rief er ganz entrüstet ihnen zu: „Was meint ihr eigentlich? Soll denn dieses kleine, zarte Wesen mit euch Schritt halten? Soll es überhaupt zum zweitenmal diesen ganzen Weg auf seinen zwei winzigen Füßchen zurücklegen? Erst spannt der Wirt seinen Gaul vor, dann wird das kleine Mädchen mit dem Proviantkorb in den Wagen gesetzt, und dann geht's vorwärts."

„Dein Gedanke ist gut", bemerkte Barbarossa mit einem Blick auf den ungeheuren Korb, den die Wirtin statt eines Sackes gebracht, denn als sie verstanden, was die Herren von ihr wollten, hatte sie ihnen bewiesen, daß all' die verschiedenen Nahrungsmittel nicht in einen Sack zusammengeworfen werden könnten, und hatte darum einen gewaltig großen Korb herbeigeschafft und alles gut dahinein gepackt.

„Das Beste ist nun", fuhr Barbarossa, zu Maximilian gewendet, fort, „du bleibst, setzest dich mit deinem Madönnchen und dem Proviantkorb in den Wagen; wir gehen unterdessen voraus und Basti macht den Wegweiser." Das wurde beschlossen; als aber der Zug sich in Bewegung setzen wollte, machte Barbarossa noch einmal Halt und sagte ernsthaft: „Keiner kann wissen, welchen Gefahren und Strapazen wir auf dieser nächtlichen Reise entgegengehen; darum folge jeder meinem Beispiel und stecke eine Flasche kräftigen Weines in seine Tasche. Damit schritt er ins Haus hinein, um sich eine zu verschaffen, alle anderen folgten

ihm lärmend nach, der Vorschlag hatte vollen Anklang gefunden.

Endlich waren dann wieder alle auf dem Platz und die Reise konnte angetreten werden. An der Spitze des Zuges marschierte der gewaltige Barbarossa, den kleinen Basti zur Seite. Bald hob auch Maximilian das Fräulein in die offene Chaise hinein, setzte sich an seine Seite, den hochbepackten Korb daneben, und nun ging's fort in den schönen Abendschein hinein, der von der untergegangenen Sonne noch golden am Himmel flimmerte. Dem Fränzeli aber gefiel es außerordentlich gut, so im Wagen zu fahren, den freundlichen Beschützer an seiner Seite. Das Vertrauen zu ihm war so groß geworden, daß es sich fortwährend mit ihm unterhielt und ihm erzählte, wie es daheim mit der Mutter und dem Basti und der Geiß lebte und was sie alles thun.

Kapitel III.

Eine Überraschung nach der andern.

Die Mutter daheim war unterdessen ein paarmal halb erwacht, hatte aber nicht die Kraft gehabt, sich ganz zu ermannen, immer war sie wieder zurückgesunken und hatte mehrere Stunden in einer Art Betäubung dagelegen. Endlich aber erwachte sie. Schon war die Dämmerung hereingebrochen. Ihre Kinder konnte sie nicht sehen, sie war aber so müde, daß sie noch sitzen blieb. „Basti!“ rief sie nach einiger Zeit, als alles so still um sie her blieb, „Fränzeli, wo seid ihr?“ Sie erhielt keine Antwort. Da gab ihr die Angst plötzlich Kraft. Sie stand schnell auf, trat vor das Häuschen, aber da war niemand — zur Geiß hinein, die war ganz allein —, dann rund um das Häuschen und rief dabei immerfort der Kinder Namen: — alles blieb still. Nur von unten herauf rauschte tosend der wilde Schächenbach. Eine furchtbare Angst kam über die Mutter, kaum konnte sie sich auf den Füßen erhalten. Sie faltete die Hände und inbrünstig flehte sie, der liebe Gott

wolle ihr doch das Schwerste ersparen. Dann lief sie an den Fußweg und wollte den Berg hinunter. Da sah sie von unten herauf einen ganzen Zug Leute kommen; alle sprachen laut und eifrig miteinander und es war gerade, als ob die aufgehobenen Stöcke nach ihrem Hüttchen hinaufzeigten. „Ach, Gott im Himmel“, sagte sie im höchsten Schrecken, „sollte es eine Botschaft für mich sein?!“ Sie konnte keinen Schritt weiter thun, sie stand wie gelähmt.

„Mutter! Mutter!“ rief es auf einmal von unten herauf, „wir kommen schon und du mußt nur sehen, was wir bringen! Und die Herren kommen alle mit, und das Fränzeli kommt in einer Chaise mit einem Roß.“

Und jetzt stürmte der Basti allen voraus und rief immerfort und erzählte atemlos, was alles begegnet war, denn er konnte es nicht erwarten, daß die Mutter alles erfuhr. Und als er endlich oben war und auf die Mutter losstürzte, drückte sie den Buben an sich und dankte Gott von ganzem Herzen, und vor Freude war sie neubelebt. Aber Erstaunen und Überraschung wuchsen mit jedem Augenblick, denn hinter ihrem Basti kam eine ganze Schar von Herren heran, und alle grüßten sie aufs freundlichste wie eine alte Bekannte. Zwei davon trugen auf zwei Stöcken, die sie auf die Achseln gelegt, einen ungeheueren Korb, und zuletzt kam noch ein Herr, der hielt das Fränzeli an der Hand, und so vertraulich war das sonst so scheue Kind mit ihm, daß

es nicht einmal seine Hand losließ, als es die Mutter sah, sondern ihn mit sich zu derselben heranzog. Die gute Afra wußte gar nicht, wo sie zu danken anfangen sollte, denn aus Bastis Reden hatte sie schnell begriffen, daß die Herren den Kindern allerlei Gutes erwiesen, und der vollbepackte Korb zeugte auch davon. Sie wandte sich nun gleich an den Barbarossa. Weil er der größte von allen war, so hielt sie ihn für eine Art von Anführer und dankte ihm mit so warmer Herzlichkeit, daß er ganz gerührt wurde. Nun kam es ihm plötzlich in den Sinn, daß er ihr ja auch einen ärztlichen Rat geben sollte, und schlug ihr vor, mit ihm in die Hütte zu treten und ihm zu sagen, was ihr fehle. Auch darüber war sie sehr froh, und drinnen erklärte sie ihm, daß sie zwar keine Schmerzen habe, nur vor Schwäche und Kraftlosigkeit kaum noch stehen und gehen könne. Er fragte nun, was sie esse und trinke, und sie sagte ihm genau alles. Nun trat Barbarossa vor die Hütte hinaus und rief mit lauter Stimme: „Alle Flaschen her!" Er selbst lief eifrig hin und her, diese zu sammeln, und endlich war der Tisch völlig bedeckt mit Flaschen, einige sogar standen noch auf dem Boden, und zu der sprachlos erstaunten Afra sagte er dann: „Ihr seht, Frau, die Medizin haben wir schon mitgebracht; jeden Tag ein rechtes Glas voll genommen, dann wird's besser."

„Ach, mein guter Herr", konnte Afra endlich hervorbringen, „ich habe wohl manchmal gedacht, ein Tröpflein

Wein könnte mir gut thun, wenn ich's bekommen könnte; aber soviel, soviel!"

„Meine gute Frau", erwiderte der Barbarossa, „wenn ein Tröpflein gut thut, so thun mehrere Tröpflein besser; und nun lebt mir wohl und eure Kinder dazu!" Damit streckte er der Afra seine Hand hin, sie begleitete ihn hinaus und nahm Abschied von all' den Herren; aber sie konnte gar nicht fertig werden mit Danken. Auch das Fränzeli dankte jetzt seinem Beschützer, soviel es nur konnte, und bat, er solle auch bald wiederkommen. Der Basti schoß mit seinen Danksagungen von einem zum andern, und dann lief er auf die äußerste Spitze des Felsvorsprungs und schrie aus vollem Halse, so lange er noch etwas von den Herren sehen konnte: „Vergelt's Gott, Barbarossa! Vergelt's Gott, Maximilian!" Denn er hatte sich die Namen wohl gemerkt.

Als die Kinder dann aber drinnen im Hüttchen bei der Mutter saßen, hatten sie so viel zu erzählen, wie alles sich ereignet hatte, wie sie schnell fortgegangen waren, um der Mutter ein wenig Brot zu ersingen, während sie schlief, und wie dann eines aus dem andern gekommen war, bis sie mit der Chaise und dem Roß heimgeleitet worden waren, und das Fränzeli konnte fast keine Worte finden, um die Herrlichkeit zu beschreiben, die es erlebt hatte, so im Wagen nachhause zu fahren. Als nun aber der große Korb ausgepackt wurde und aus einem jedem Paket wieder neue, prächtige Eßwaren

herausrollten und zuletzt unten noch drei ganze, weiße Brote zum Vorschein kamen, welche die Herren noch eigens bestellt hatten, da übernahm die Freude den Basti so, daß er in hohen Sätzen in der Stube herumhüpfen und noch einmal laut rufen mußte: „Vergelt's Gott, Maximilian! Vergelt's Gott, Barbarossa!" Die Mutter aber mußte immer wieder sagen: „Das hat der liebe Gott den jungen Herren ins Herz gegeben. Wir wollen auch alle Tage für sie beten, Kinder, und es nie vergessen."

Unterdessen zogen die Herren Studenten in großer Fröhlichkeit gegen Altorf hinunter; nur Ritter Maximilian war eine Weile ganz stille gewesen, dann plötzlich brach er in die Worte aus:

„Es ist doch nicht recht! Nein, es ist nicht recht. Nun haben wir die arme Frau und die Kinder nur gerade davor geschützt, daß sie nicht Hungers sterben, und weiter gar nichts. Was sollen sie da oben im Winter machen ohne warme Kleider, ohne Essen, ohne alles? Das geht nicht, wir müssen eine Sammlung veranstalten, gleich heute noch, der Wirt kann den Ertrag überliefern."

„Ritter Maximilian", entgegnete Barbarossa, „deine Gesinnung ist gut, dein Vorschlag aber unpraktisch. Du vergißt, daß wir auf der Reise sind, daß wir noch weit nachhause haben und noch mehreres bis dahin gebrauchen. Was bleibt da zu sammeln? Ich mache einen andern Vorschlag: Wir gründen eine neue Verbindung, die Bastiania;

Jahresbeitrag vier Mark. Zu Ehrenmitgliedern werden alle Mütter und Schwestern ernannt, die liefern uns die nötigen Kittel und Röckchen für den Basti und das Madönnchen. Sobald wir nachhause kommen, wird der Jahresbeitrag eingeliefert, die Ehrenmitglieder werden zu liebreicher Mitwirkung gestimmt, und die erste Sendung der Bastiania geht ab."

Dieser Vorschlag fand ungeheuren Beifall. In der fröhlichsten Stimmung zogen die Herren in Altorf wieder ein, fanden ihren Tisch noch draußen stehen, setzten sich gleich wieder daran, und hier im hellglänzenden Mondschein wurde sofort die Bastiania gegründet und besiegelt. —

Wie mußte aber die Afra sich wundern, als einige Wochen nachher der Postbote ein so mächtig großes Paket zu ihr hinaufbrachte, daß er es mit Gewalt durch die offene Thür zwingen mußte. Dann warf er es auf den Boden und sagte, seine Stirn trocknend:

„Es nimmt mich nur wunder, Afra, was Ihr für Bekanntschaft so weit oben in Deutschland habt; auch der Postverwalter hat's nicht erraten können, wer Euch nur so weit weg kennen könnte."

„Ihr werdet wohl nicht am rechten Ort sein mit dem Paket", erwiderte die Afra.

„Ihr könnt's lesen", gab der Bote zurück und ging seiner Wege.

Wirklich stand deutlich der Name der Afra und ihr Wohnort darauf. Sie löste nun die festvernähten Ecken

auf, und immer lockerer wurde die ganze Naht. Die Kinder schauten mit Spannung auf den geheimnisvollen Gegenstand. Jetzt auf einmal ging alles auseinander und heraus rollten Kittel und Jäckchen und Tücher und Stiefel und Strümpfe zum Erstaunen viele, und mitten heraus fiel eine schwere Rolle, darin waren viele, viele Silberstücke. Die Mutter schlug die Hände zusammen und rief nur immer: „Aber woher auch! Woher auch ein solcher Segen?“ Da brachte ihr das Fränzeli ein Blatt Papier, das aus den Sachen herausgefallen war: darauf standen die Worte:

„Und wer nur Gott zum Freunde hat,
Dem hilft er allerwegen.“

Da rief der Basti sofort: „Das steht im Lied, das kommt von den Herren!“

Ja, das mußte so sein; jetzt war es auch der Mutter klar, daß die reiche Sendung von niemand sonst als von ihren Wohlthätern herkommen könnte. Aber welcher unaussprechliche Dank erfüllte jetzt ihr Herz, da sie auf einmal ganz und gar von der großen Angst befreit war, daß sie von ihren Kindern getrennt würde: nun hatte sie ja eine so reiche Unterstützung, daß sie den kommenden Winter ohne Sorge leben konnte, und dazu war sie von dem stärkenden Wein wieder ganz kräftig und gesund geworden.

Wie wird aber die Afra erst erstaunen, wenn nächstes Jahr wieder eine solche Sendung kommt und jedes Jahr aufs neue, denn die Bastiania besteht als eine solide Ver=

bindung fort, und die Ehrenmitglieder denken bei jedem ausgewachsenen Kleidchen und Kittelchen ihrer Kinder an die kleinen Neujahrssänger, welche ihnen von den Söhnen und Brüdern bei der Rückkehr von der Schweizerreise in so lebendigen Farben geschildert worden sind.

Die Afra aber hat als bleibende Gedenktafel in ihrer Stube das Blatt aufgehängt, das die Herren ihrer Sendung beigelegt hatten, und worauf die Worte stehen:

„Und wer nur Gott zum Freunde hat,
Dem hilft er allerwegen.“

In sicherer Hut.

Kapitel I.

Vor der Abreise.

In Dresden, nicht weit von der Terrasse an der Elbe, steht ein großes, steinernes Haus. Dort saß am sonnigen Julimorgen Herr Feland in seinem Lehnstuhl und hielt eine so große Zeitung vor sich, daß man von seinem Gesicht gar nichts sehen konnte.

Ihm gegenüber saß die Frau des Hauses im weißen Morgenhäubchen und goß von Zeit zu Zeit aus dem singenden Kessel ein wenig Wasser auf den duftenden Kaffee in der Maschine. Das Frühstück sollte gleich beginnen.

Da öffnete sich die Thüre: zwei kleine Mädchen traten ein; hinter ihnen ein großes Fräulein, das mit einiger Besorgnis die lebhaften Sprünge sah, mit welchen die kleine Rita durch die Stube eilte, um sich zuletzt mit einem großen Satze auf Papas Knie zu schwingen. An der Gewandtheit des Sprunges sah man deutlich, daß er nicht zum erstenmal ausgeführt wurde. Triumphierend schaute nun Rita umher, als wollte sie sagen: „Nun sitze ich wie=

der auf meiner festen Burg, wo kein Unfall mich erreichen kann!“ Dann steckte sie das lockige Köpfchen unter die große Zeitung und rief schelmisch: „O, Papa, ich finde dich schon! Wann gehen wir auf die Gemmi?“

Der Papa legte das Blatt weg, küßte die Kleine und sagte: „Erst guten Morgen, kleine Heuschrecke; nachher kommen die Reisepläne.“ Um ihrer gewandten Sprünge willen nannte der Papa sie nämlich die kleine Heuschrecke. Als Rita nun die große Zeitung nicht mehr zwischen sich und dem Papa sah, legte sie ihre Arme um seinen Hals und sagte ihm mit großer Zärtlichkeit guten Morgen. Unterdessen stand Schwester Ella ganz still neben Papas Stuhl und wartete seinen Morgengruß ab. Jetzt küßte er auch sein älteres Töchterchen, das sich dann still an den Tisch setzte.

„Wenn du dich nun auch dahin verfügtest, wo du hingehörst!“ sagte der Papa zu Rita, die noch gar keine Anstalt machte, ihren hohen Sitz zu verlassen.

„Ich geh' gleich, Papa“, versicherte Rita, setzte sich aber erst noch auf ihrer Burg zurecht; „ich wollte nur warten, bis du gesagt hast, wann wir auf die Gemmi gehen.“

„Sobald die Mutter gepackt hat“, erwiderte der Papa.

Jetzt sprang Rita herunter und auf die Mama los.

„O, Mama, so wollen wir doch heute packen! Bitte, bitte, gleich auf der Stelle“, bat Rita schmeichelnd. „Ich will dir helfen, und Ella kann auch helfen und Fräulein

Hohlweg auch, und dann können wir morgen fort und dann —"

„Jetzt trinken wir erst unsere Milch und sitzen eine Weile ganz ruhig am Tisch, liebes Kind", berichtigte hier die Mutter, und Rita, die fürs erste keine weitere Antwort auf ihre Frage voraussah, setzte sich nun an ihren Platz zwischen Vater und Mutter, und das Frühstück begann.

Schon seit längerer Zeit hatte in Herrn Felands Hause jeder Morgen mit der dringenden Frage nach der Gemmireise angefangen; im Kopf der kleinen Rita kam kaum mehr ein anderer Gedanke auf. Dieses Reiseziel war auf folgende Weise in die Vorstellungen der kleinen Rita eingedrungen und hatte sich da festgesetzt.

Im vergangenen Sommer hatten Vater und Mutter eine Schweizerreise gemacht. Auf dem Gemmipaß, der sie von Wallis nach dem Kanton Bern hinüberführte, hatte es ihnen so besonders wohlgefallen, daß sie beschlossen, den folgenden Sommer wieder hinzugehen, die Kinder und Fräulein Hohlweg mitzunehmen und einige Zeit dort zu bleiben. Die Eltern hatten auf ihrer Reise den Fremdenführer Kaspar kennen gelernt und ihm ihre Absicht und den Wunsch mitgeteilt, in der Gegend eine Wohnung zu mieten und sich dort häuslich niederzulassen, statt in einem Hotel zu wohnen. Da hatte Kaspar ihnen den Vorschlag gemacht, sein eigenes Häuschen, das unweit des Gemmipasses an einem grünen Abhang nahe beim Fußwege stand,

zu beziehen. Gerade diese Zeit war für ihn die beste, sein kleines Haus abzutreten; er selbst war dann immer auf der Reise mit den Fremden, seine beiden Buben hüteten auf der Alp die großen Herden, und seine Frau konnte im Dachkämmerchen oben wohnen und die Familie Feland bedienen. Für diese konnte dann die große Wohnstube und die beiden Schlafkammern eingerichtet werden. Dieser Vorschlag war Herrn Feland und seiner Frau sehr erwünscht, und nachdem sie sich das Häuschen angesehen, beschlossen sie, es für die Sommermonate des kommenden Jahres zu bestellen. Diese Nachricht und die Schilderung der schönen Wiesen und hohen Schneeberge, der grünen Alpen und der vielen weidenden Kühe hatten bei beiden Kindern einen tiefen Eindruck gemacht, und seit lange konnte Rita kaum mehr den Tag der Abreise erwarten Schon im Winter war kein Tag begonnen und kaum einer beendigt worden, ohne daß Rita wiederholte: „Mama. wird nun bald der Sommer kommen?"

Nun war wirklich der Sommer da, und Ritas Fragen wurden immer bestimmter und dringender. Jeden Morgen ertönten nun in erwartungsvollem Ton die Worte: „Wann gehen wir auf die Gemmi?" Mit jedem Tag wuchs des Kindes Ungeduld und mehrten sich die stürmischen Fragen und Bitten, denn jetzt konnte Rita kaum mehr erwarten, daß man in einen Wagen steige und den hohen Bergen und grünen Wiesen entgegenfahre.

Endlich kam der Tag, da das ganze Haus Feland wie ein großer Jahrmarkt aussah. Alle möglichen Kleidungsstücke lagen in solcher Menge in allen Zimmern umher, daß man sich gar nirgends mehr niederlassen konnte. Nach und nach verschwand aber alles in drei ungeheuren Koffern, und zwei Tage später saß die ganze Familie Feland im Reisewagen: Ella in stiller Freude zwischen Mama und Fräulein Hohlweg; Rita neben dem Papa, den sie alle Augenblick im hellen Entzücken umarmte, denn nun ging es ja auf die große Reise, nun ging es nach der Gemmi!

Kapitel II.

Auf der Gemmi.

Nicht weit von der Höhe des Gemmipasses tritt der schmale Weg ins Gehölz hinein und führt bald an die Stellen, wo der Wanderer nicht ohne Grauen über die steilen Felswände in den tiefen Abgrund hinunterschaut. Auf diesem Waldpfade kam am schönen Sommerabend ein kleiner Junge daher. Er hielt eine große rote Blume in der Hand, die er wohl drinnen im Gehölz gefunden hatte, und schaute sie von Zeit zu Zeit bewundernd an.

Nun trat er auf die freie Stelle am Wald heraus und schaute ringsum, schien aber nichts Besonderes zu entdecken, das er weiter anschauen konnte, und setzte seinen Weg fort Jetzt trat er in den schmalen Wiesenpfad ein, der zur linken den grünen Abhang hinaufführt. Dort standen zwei Häuschen nicht weit voneinander entfernt, jedes mit einem kleinen Anbau nach hinten, der offenbar das Vieh beherbergte. Einer dieser Ställe war größer, auch das Häuschen selbst mit einer nagelneuen Hausthür sah geräumiger und besser

aus. Es gehörte dem Fremdenführer Kaspar, der mit seiner Frau und seinen zwei Buben darin wohnte und jedes Jahr etwas daran verbessern konnte, weil er den Sommer durch als Fremdenführer einen guten Verdienst hatte. In seinem Stalle standen nicht nur zwei Geißen, wie bei allen Nachbarn, sondern seit zwei Jahren auch eine schöne Kuh, die ihm prächtige Milch und Butter lieferte. Das kleinere Häuschen drüben mit der alten, wurmstichigen Hausthür und dem baufälligen Schindeldach gehörte dem Träger Martin, dem großen Mann, der um seiner kräftigen Erscheinung willen nur „der feste Martin" genannt wurde. Da lebte er mit seiner Frau und vier kleinen Kindern, und hinten im kleinen Stall standen seine zwei Geißen, deren Milch die ganze Haushaltung ernähren mußte.

Den Sommer hindurch, besonders wenn es schön war, hatte der feste Martin freilich auch eine ordentliche Einnahme; er trug dann den Fremden das Gepäck über die Gemmi, doch verdiente er lang nicht soviel wie der Nachbar Kaspar, der oft viele Tage mit den Herren Bergsteigern unterwegs war.

Vor der neuen Hausthür standen eben die zwei Buben des Kaspar und hatten sichtlich eine wichtige Sache zu verhandeln. Sie besahen, befühlten und verglichen mit großem Ernste zwei Gegenstände, die sie in ihren Händen hielten, und wenn sie endlich mit dem Vergleich zu Ende zu sein schienen, fingen sie wieder von vorne an. Der kleine Junge,

der eben vom Wald her auf das Häuschen zukam, stand jetzt still und schaute voller Erstaunen auf den Vorgang vor der Hausthür.

„Seppli, komm, sieh! sieh!“ rief ihm nun einer der beiden Buben zu. Seppli näherte sich; starr und verwundert schauten seine Augen auf das, was ihm gezeigt wurde.

„Sieh, das hat der Vater uns vom Jahrmarkt in Bern mitgebracht“, rief der größere der Buben wieder dem Seppli zu, und jeder hielt sein Geschenk in die Höhe. Welch ein wunderbarer Anblick bot sich Sepplis Augen dar! Chäppi und Jörg hielten jeder in der Hand eine große Peitsche, hier zu Lande Geißel genannt. Der feste und doch biegsame Stock war mit roten Lederbändchen umwunden. Die lange weiße Schlinge war aus soliden Lederstreifen geflochten; an ihrem Ende hing ein fest gedrehtes, rundes Schnürchen von gelber Seide mit einem offenen Zöttelchen am Schluß. Dieses Ende, das einen wundervollen Knall bewirken konnte, wurde der „Zwick“ genannt. Seppli schaute sprachlos auf die Geißeln; nie in seinem Leben hatte er etwas so Herrliches gesehen!

„Jetzt hör einmal“, sagte Chäppi, fing an seine Geißel zu schwingen, Jörg desgleichen, und nun knallte und donnerte es das Thal hinab und hinauf und hallte von allen Bergen wieder, daß es dem Seppli vorkam, als gäbe es nichts Größeres und Herrlicheres in der ganzen Welt.

„Wenn ich nur auch eine Geißel hätte mit einem gelben

Zwick!“ sagte er tiefaufatmend, als die beiden das Knallen endlich eingestellt hatten.

„Ja, da kannst du warten“, erwiderte hochfahrend der Chäppi, und mit einem letzten ungeheuren Knall lief er davon; er hatte seine Geißel ja noch anderen Leuten zu zeigen. Jörg lief hinter ihm drein; der Seppli aber schaute den beiden nach und blieb unbeweglich stehen. Auf sein unbekümmertes Herz war ein schweres Gewicht gefallen. Er hatte etwas gesehen, wonach alle seine Wünsche strebten wie nach gar nichts sonst auf der Welt, und der Chäppi hatte vernichtend gesagt: „Ja, du kannst warten!“ Es war dem Seppli nicht anders zumut', als ob für sein Leben alles verloren wäre, was ihm Freude machen konnte. Er packte seine rote Blume fest an und warf sie von sich, denn nur eine rote Blume haben, und nie, niemals eine Geißel mit einem gelben Zwick besitzen, das brachte den Seppli auf gegen die Blume; sie flog weit in die Wiese hinab, und der Seppli schaute ihr nach in stillem Grimm. Man kann nicht wissen, wie lange er noch so da stehen geblieben wäre, wenn nicht jetzt sich hinter ihm die Hausthür geöffnet hätte, und eine Frau mit einem großen Besen in der Hand herausgetreten wäre.

„Wo sind die Buben, Seppli?“ fragte sie rasch.

„Fort mit den Geißeln“, war die Antwort, denn diese waren ihm immer noch vor Augen.

„Lauf und ruf sie heim, aber hurtig“, befahl die Frau.

„Morgen früh müssen sie auf die Alp, und am Abend kommt die Herrschaft, da ist noch viel zu thun. Sag es ihnen, spring, Seppli!“

Der Junge lief jetzt mit aller Kraft der Richtung zu, wo die beiden Buben verschwunden waren. Die Frau fing nun mit ihrem Besen in allen Winkeln zu arbeiten und zu kratzen an. Es war Kaspars Frau und die Mutter der beiden Buben Chäppi und Jörg.

Am Morgen war von Herrn Feland ein Brief angekommen, der ihn und die Seinigen für den folgenden Abend anmeldete, — daher die großen Vorbereitungen mit dem Besen, die übrigens nicht unnötig waren, denn Chäppi und Jörg trugen gar vielerlei mit ihren großen Schuhen ins Haus hinein. Jetzt kamen die beiden unter fürchterlichem Peitschenknall dahergerannt, Nachbars Seppli immer noch hinterdrein, denn der Anblick der Geißeln zog ihn unwiderstehlich mit. Als aber nun die Mutter ihre Buben hereinrief, da sie ihr noch in allerlei Arbeit beistehen mußten, kehrte Seppli endlich um und ging dem Häuschen drüben zu, aber ganz langsam, so wie einer, der einen großen Schmerz mit sich trägt. Und den trug der Seppli auch mit sich, denn die Geißeln mit dem gelben Zwick schwebten ihm unaufhörlich vor Augen, und dazu hörte er Chäppis erdrückendes Wort: „Ja, du kannst warten!“

Vor der alten Hausthür drüben auf dem Plätzchen, wo der Boden zu einer Tenne festgetreten war, stand der Vater

Martin und war bemüht, mit einem schweren Beil einen großen, knorrigen Holzklotz in kleine Stücke zu zerspalten, damit die Mutter wieder etwas auf den Herd zu legen habe. In einer Reihe vor dem Vater standen das Martheli, der Friedli und das Betheli und schauten mit großen, ernsthaften Augen seiner Arbeit zu. Seppli, der älteste, trat jetzt auch heran, stellte sich in die Reihe und riß die Augen auf, denn wo es etwas zu sehen gab, war er immer dabei. Bald aber deutete der Vater auf die kleinen Stücke am Boden und sagte mit einer so sanften, freundlichen Stimme, wie man sie von dem großen, festen Mann gar nicht erwartet hätte; „So, Seppli, nimm immer zwei davon auf den Arm und bring sie der Mutter in die Küche hinein, so kann sie uns die Kartoffeln kochen." Der Seppli that sofort, wie ihm geheißen, und die Arbeit ließ ihn ein wenig seinen großen Kummer vergessen. Als er aber später neben dem Friedli auf dem schmalen Bett lag, da konnte er nicht, wie sonst, gleich einschlafen, das große Leid stieg wieder vor seinen Augen auf und er mußte seufzen: „O, wenn ich nur eine Geißel hätte mit einem gelben Zwick!"

Kapitel III.

Es wird Bekanntschaft gemacht.

Am folgenden Morgen konnte man in aller Frühe schon ein fürchterliches Peitschenknallen hören, denn um vier Uhr standen Chäppi und Jörg schon vor dem Häuschen und warteten auf die Kühe, die man von da und dorther bringen sollte, um sie nach der Alp hinaufzuführen, wo die große Herde war. Dann sollten die beiden bis zum Herbst als Hirtenbuben droben bleiben, und darauf freuten sie sich so sehr, daß sie gar nicht genug Lärm machen konnten, denn zu zweien da droben zu sein und den ganzen Sommer nichts zu thun zu haben, als mit den Peitschen und mit den Kühen umherzurennen, das war für die beiden eine herrliche Aussicht.

Als die Mutter ihnen noch die Ränzlein aufgebunden und sie ermahnt hatte, recht zu thun, und sie dann mit ihren Kühen davongezogen waren, da kehrte die Mutter in das Häuschen zurück, und nun begann ein Fegen und Putzen in jedem Raum und Winkel, von oben bis unten, daß es den

ganzen Tag kein Ende nehmen wollte. Schon ging die Sonne hinter den Tannen unter, als die Frau noch einmal eins ums andere der Fenster abrieb und dann prüfend umschaute. Nun glitzerte aber auch alles: die Fenster um und um, der Tisch mit der Schiefertafel darauf als Tischplatte, die Bänke ringsum an den Wänden und auch der Boden. Jetzt sah die Frau, wie den Weg vom Thal herauf ein ganzer Zug von Trägern, von Rossen und Reiterinnen nahte. Schnell lief sie die kleine Treppe hinauf nach der Bodenkammer, band eine saubere Schürze um und stellte sich unter die Hausthür, um ihre fremden Gäste zu zu empfangen. Der Zug hielt, und Herr Feland hob erst seine Frau und Fräulein Hohlweg, dann die Kinder von den Pferden. Kaum stand Rita auf dem Boden, so rannte sie vor Wonne hin und her und wußte gar nicht, was das allerschönste war, das hölzerne Häuschen mit der kleinen Bank vor der Thür, die grünen Wiesen ringsum mit den Blumen und Bächen, oder der goldene Abendschein oben auf den Felsen und Tannen; alles war so neu, so schön! Auch Ella war ganz voller Bewunderung und schaute in stillem Staunen ringsum. Aber jetzt traten Vater und Mutter in das Häuschen, und nun ging ein neuer Genuß für Rita an, denn da war alles so anders, als sie es je in ihrem Leben gesehen hatte. Sie faßte Ella bei der Hand und rannte mit ihr in alle Winkel hinein. „Sieh, sieh, da kann man in der ganzen Stube an der Wand

herum sitzen, und sieh nur, wohin man da klettern kann." Dabei stieg Rita schnellen Schrittes die Stufen hinan, die hinter dem Ofen zu einer Öffnung hinaufführten, durch welche man in die Schlafkammer eintrat. Das war eine herrliche Entdeckung! Von da ging es durch die offene Thür in eine andere Kammer, worin wieder zwei Betten standen. Diese führte auf einen kleinen Bodenraum hinaus und ein hölzernes Treppchen auf der anderen Seite wieder nach der Wohnstube hinunter. Das war ein herrlicher Kreislauf, den man des Tages viele Male machen konnte, und alles im ganzen Häuschen innen und außen sah so neu und ungewohnt und vielversprechend aus! Rita wußte gar nicht, worüber sie sich am meisten freuen sollte. Als sie endlich in ihrem großen Bette oben in der Kammer und Ella in dem andern neben ihr lag, und die Mutter nach dem Abendgebet den Kindern gute Nacht sagte, da that Rita einen tiefen Atemzug und sagte mit innigster Befriedigung: „O, nun sind wir auf der Gemmi!

Die schönsten Sommertage folgten nun mit goldenem Sonnenschein auf den Wiesen, mit frischem Windesrauschen oben im Tannenwald, und dem dunkelblauen Himmel, der weithin über die Felsen und die weißen Schneeberge ausgebreitet lag. In wenigen Tagen schon hatten Ella und Rita alle schönen Stellen in der Nähe entdeckt, wo man sich lagern und die warmen Nachmittagsstunden gemütlich zubringen konnte, bis abends wieder eine Wanderung mit Papa und

Mama unternommen wurde. Aber der Rita war es eigentlich mehr um Entdeckung der schönen Plätzchen als um das Lagern zu thun, und während Ella sich auf das weiche Moos bei den Tannen oder auf den grünen Weideboden an der Halde hinsetzte und sich darauf freute, daß nun Fräulein Hohlweg kommen und eine schöne Geschichte lesen oder erzählen würde, hatte Rita schon wieder einen neuen Gedanken, der sie fortzog. Unterdes saß die Mutter drinnen im Häuschen beim Papa, und manchmal mußte sie sich auch zum Ausruhen hinlegen, denn ihre Gesundheit war sehr angegriffen. Wenn Rita Fräulein Hohlweg aus dem Häuschen treten sah, den großen Korb mit sämtlichen Strickzeugen am Arm, da kamen dem Kinde erst recht allerlei schöne Orte in den Sinn, wo man nun hingehen könnte, und ehe noch Fräulein Hohlweg sich hingesetzt, erklärte ihr Rita, sie müsse schnell zum Papa hinein, da sie ihm vieles zu sagen habe. Husch! war sie im Häuschen, hatte sich auf Papas Knie geschwungen und machte ihm eine Menge von Vorschlägen, wie man zu den Tannen hoch oben auf die Felsen klettern und dann weit umherschauen könnte, oder tief, tief in das Gehölz hineingehen, bis man zu den großen Vögeln käme, die manchmal so fürchterlich schreien. Der Papa hörte dann die kühnen Vorschläge mit Interesse an, meinte aber, vor der Hand wären noch kürzere Wanderungen zu unternehmen, und jetzt möge sie wieder zu Ella und dem Fräulein zurückkehren.

Eben war Rita wieder auf des Vaters Knie angekommen. Heute hatte sie einen neuen Vorschlag zu machen und hatte es sehr eilig.

„O, Papa, leg nur das Buch einen ganz kleinen Augenblick weg“, bat sie, „ich will dir nur etwas sagen.“ Der Papa willfahrte und hörte aufmerksam zu. „Sieh, Papa“, fuhr Rita fort, „schon gestern und heute wieder steht dort drüben vor dem Häuschen ein kleiner Junge und sperrt die Augen auf und schaut immerfort herüber. Ich muß wirklich einmal hinübergehen und fragen, warum er das thut, und wie er heißt.“

Der Papa war mit dem notwendigen Gang einverstanden, und Rita machte sich gleich auf den Weg. Drüben stand der Seppli noch auf dem gleichen Fleck wie vor einer Stunde und schaute zum Nachbarhause hinüber, denn seit die fremden Leute angekommen waren, gab es hier immer etwas Neues und Merkwürdiges zu sehen. Als Rita bei ihm angelangt war, stellte sie sich gerade vor ihn hin, die Hände auf den Rücken gelegt, so wie Papa, wenn er wichtige Besprechungen mit Mama im Sinne hatte.

„Was hast du sehen wollen, daß du immer hinübergeschaut hast?“ fragte sie.

„Nichts“, erwiderte Seppli.

Diese Antwort schien der Rita nicht ganz zutreffend.

„Hast du etwa gemeint, wir haben auch einen kleinen

Jungen, und hast du sehen wollen, wie er aussieht?" forschte sie weiter.

„Nein", gab der Seppli kurz zurück.

„Du hast jetzt vielleicht vergessen, was du sehen wolltest", sagte nun Rita, für sich und den Seppli die Sache zurechtlegend. „Wie heißest du denn?"

„Seppli."

„Wie alt bist du?"

„Weiß nicht."

„Das muß man wissen. Komm, stelle dich neben mich, so" — und Rita stellte sich an den Seppli heran und schaute ihm über die Achsel. Er war ein wenig kleiner, aber dafür auch viel fester gebaut als Rita.

„Du bist noch nicht so groß wie ich", sagte sie, „du bist noch ziemlich klein. Siehst du, ich werde sieben Jahre alt, denn ich bin sechs Jahre alt geworden, gerade an meinem Geburtstag, das weiß ich noch gut, denn ich habe viele Geschenke bekommen. Du wirst vielleicht erst sechs Jahre alt, weil du noch so klein bist."

Der Seppli nahm die Unterweisung gläubig an, denn er wußte nicht, daß er schon seit einiger Zeit sieben Jahre alt war, und daß er sich nur mehr in die Breite als in die Höhe ausgedehnt hatte.

„Was machst du den ganzen Tag, Seppli?" fragte Rita.

Seppli hatte lange nachzudenken. Endlich sagte er: „Ich weiß, wo es rote Blumen giebt."

Dieses Wort fiel wie ein zündender Funke in Ritas Herz. Auf einmal sah sie einen Busch flammender, roter Blumen irgendwo im Wald, und alles in ihr begehrte nach den wunderbaren Blumen.

„Wo, wo? Seppli, wo sind die Blumen? Komm, wir wollen schnell hingehen!" Und Rita hatte schon Sepplis Hand erfaßt und zog ihn fort. Der Seppli folgte aber langsam.

„Dort", sagte er jetzt und zeigte mit dem Finger nach dem Gehölz hinauf.

„O, geht man dort in den großen Wald hinein?" rief Rita erwartungsvoll, den Seppli mit aller Macht weiter ziehend.

„Ja, und dann immer weiter", antwortete Seppli bedächtig und ohne in einen schnelleren Schritt zu verfallen; er hatte auch schwere Holzschuhe an den Füßen. Aber Rita zog immer stärker an dem Seppli. Schon sah sie den Weg durch den dunkeln Wald vor sich und hinter den Bäumen die großen roten Blumen, leuchtend und schimmernd.

„Komm doch, Seppli, komm", rief sie und zog ihn noch heftiger vorwärts.

Jetzt kamen sie am Häuschen des Kaspar vorüber. Der Papa stand unter der Thür. Er wollte sehen, wo seine Kleine sich so lange aufhalte, der gestattete Besuch konnte wohl nun zu Ende sein. Eben als er auf die Schwelle trat, kam das seltsame Paar vorüber, Rita mit aller Anstrengung den Seppli nach sich ziehend.

„He, he! Nicht so eilig, kleine Heuschrecke!“ rief der Papa; „komm hierher! Wo soll der neue Freund hingeschleppt werden?“

„O, Papa“, rief Rita in großem Eifer, „er weiß so schöne, rote Blumen im Walde, wir wollen sie holen.“

„Nein, nein“, sagte der Papa, Rita bei der Hand nehmend, „das geht nicht. Jetzt gehen wir mit Mama spazieren, und der kleine Freund holt einmal die Blumen und bringt sie dir, dann soll er ein schönes Butterbrot haben.“

Damit zog der Papa sein Kind mit sich ins Haus, und bald kamen alle miteinander, Vater und Mutter, Fräulein Hohlweg, Ella und Rita wieder heraus und wanderten zusammen auf dem sonnenbeschienenen Bergpfad gegen das Thal hinab. Der Seppli blieb auf demselben Fleck stehen, bis er gar nichts mehr von der Gesellschaft sah, dann erst wandte er um und kehrte wieder zu seiner Hausthür zurück.

Kapitel IV.

Eine Schreckensnacht.

Am folgenden Tage, um die Zeit, da Frau Feland wie gewöhnlich ausruhen mußte, schritt Fräulein Hohlweg mit dem großen Korbe dem schönen Schattenplätzchen nahe der Wohnung zu, um das gemütliche Strick- und Lesestündchen abzuhalten. Ella saß schon ruhig auf ihrem Moosplätzchen; Rita stand vor ihr und erzählte mit großem Feuer von einem Busch im Wald mit roten flammenden Blumen, die leuchteten weithin durch die Bäume. Ihre Augen wurden dabei immer größer und glänzender, denn je mehr sie davon redete, desto deutlicher sah sie alles vor sich, und es war, als sei sie schon auf dem Wege mitten im Wald.

Fräulein Hohlweg stellte eben den großen Korb hin und sagte: „Setz dich nun, Rita, und sei still, ich habe euch etwas Schönes vorzulesen." Aber Rita war so erfüllt von ihren Blumen und dem Walde und all' den Dingen, die sie vor Augen hatte, daß die Ermahnung vergeblich war.

„Ich muß geschwind zum Papa, ich habe ihm so viel zu

sagen!" versicherte Rita und lief dem Häuschen zu. Das war zwar dasselbe, was jeden Tag vorkam: immer meinte Rita, wenn sie sich hinsetzen sollte, dem Papa gerade etwas Besonderes sagen zu müssen; heute jedoch hatte sie es noch eiliger als sonst. Als nun schon eine gute Weile vergangen war und das Kind gar nicht zurückkehrte, wurde Fräulein Hohlweg unruhig und sagte: „Geh schnell hinein, Ella, und rufe Rita, daß sie ja nicht Mama aufweckt. Papa muß auch schon fort sein, er sagte ja bei Tisch, daß er einen großen Weg vorhabe." Ella lief hinein, kam aber so lange nicht wieder, daß auch Fräulein Hohlweg hineinging. Es war ganz still drinnen. In der Wohnstube war kein Mensch, in der Küche auch niemand! Das Fräulein stieg die kleine Treppe hinauf und öffnete leise die Schlafkammer der Kinder, auch da war niemand! Durch die offene Thür konnte man ins Zimmer der Eltern sehen. Frau Feland lag mit geschlossenen Augen auf ihrem Bett, sie war allein im Zimmer.

Fräulein Hohlweg trat wieder hinaus. Jetzt kam Ella vom Boden herunter und erzählte, wie sie Rita im ganzen Häuschen, in allen Winkeln gesucht habe, zuletzt auch auf dem Boden hinter dem Holz und im Kämmerchen von Kaspars Frau; aber Rita sei nirgends. Das Fräulein lief die Treppe hinunter dem Stalle zu, dort war etwas zu hören. Kaspars Frau stand drinnen und machte den Geißen die Streu zurecht. Auf die Frage nach der kleinen Rita ant-

wortete sie nur, vor nicht langer Zeit habe sie das Kind ins Haus kommen gesehen. Wo konnte aber Rita nachher hingekommen sein? Fräulein Hohlweg und Ella fingen noch einmal das ganze Haus zu durchsuchen an, dann ringsumher alle Ecken und Winkel. Die Frau half rüstig mit, denn sie sah, daß eine rechte Angst das Fräulein erfaßte; aber nirgends war eine Spur von dem Kinde zu entdecken. Die Frau lief nach dem Nachbarhäuschen hinüber, vielleicht hatte man dort Rita gesehen; aber da war niemand, die Hausthür geschlossen, alles still. Da kam der Frau in den Sinn, daß Martin heute hoch oben bei den Felsen sein Heu mache, und daß alle Hausgenossen mit ihm seien; mit dieser Nachricht kam sie zurück. Fräulein Hohlweg war sonst schon furchtsamer Natur, jetzt wurde sie immer unruhiger. „Ach, wenn ich doch dem Kinde gleich nachgelaufen wäre!“ jammerte sie wohl hundertmal; aber das half nun nichts. Was war zu thun? Wo sollte man Rita suchen? Konnte sie vielleicht den Leuten zu dem Felsen hinauf nachgelaufen sein? etwa mit dem kleinen Jungen, mit dem man sie gestern gesehen hatte? Je mehr Fräulein Hohlweg darüber nachdachte, desto wahrscheinlicher schien es ihr. Wenn man jetzt nur gleich jemanden hinaufschicken könnte, meinte sie, bevor man der Mutter von der Sache reden müßte. Die dienstfertige Frau erbot sich, es zu thun und so schnell als möglich wiederzukommen; aber der Weg sei weit und mühsam, sie brauche mehr Zeit, als man denke, wenn man so hinauf-

schaue. Fräulein Hohlweg versprach ihr die beste Belohnung, wenn sie nur laufen und dadurch Frau Feland vor dem Schrecken bewahren wolle; sie hoffte ganz sicher, die Frau werde Rita mit nachhause bringen. Aber der Weg war länger, als das Fräulein dachte, und lange ehe die Botin zurück sein konnte, kam Frau Feland aus ihrem Zimmer herunter und wollte mit den Kindern einen Gang machen. Nun mußte alles gestanden werden. Im ersten großen Schrecken wollte die Mutter gleich selbst hinaus, nach dem Kinde zu suchen, wo es auch sei; aber Fräulein Hohlweg war so sicher, Rita müsse mit dem kleinen Jungen fortgelaufen sein und die Frau würde sie zurückbringen, daß Frau Feland sich auch beruhigte und auf die Rückkehr der Frau warten wollte. Sie hatte freilich keinen ruhigen Augenblick: von einem Fenster lief sie an das andere, dann wieder vor die Hausthür, dann um das Häuschen herum. die Zeit wurde ihr so lang, so lang!

Endlich, nach zwei langen Stunden, kam die Frau zurück, keuchend und glühend vor Hitze; aber — sie kam allein, ohne Rita. Martin war mit seiner ganzen Familie am frühen Morgen zum Heusammeln nach den Felsen hinaufgegangen und oben geblieben. Seit gestern hatte niemand das Kind gesehen. Auch auf dem Wege hatte die Frau hier und dort nach ihm gefragt, aber es war keine Spur von ihm zu entdecken.

Jetzt brach die Mutter in großen Jammer aus.

„O, daß nur mein Mann da wäre!“ rief sie. „Wo finden wir Leute, das Kind zu suchen? Was müssen wir thun? Gute Frau, was können wir thun?“

Die Frau erbot sich, ringsumher in die Hütten zu laufen und Leute aufzubieten, die zum Suchen auszögen, bevor es Nacht werde; man müsse dem wilden Waldbach nach- und ins Gehölz hinaufgehen. „Wenn nur nicht alle oben beim Heu wären“, jammerte sie. Aber sie machte sich sofort auf den Weg. Ella, die nun begriff, was mit Rita geschehen sein könnte, fing bitterlich zu weinen an.

„O, Mama, wenn Rita in den Bach hineingefallen wäre, der so schrecklich tost, oder wenn sie im Walde wäre und den Weg gar nicht mehr finden könnte!“ schluchzte sie; „o, wir wollen gleich in den Wald gehen, es ist ihr gewiß furchtbar angst.“

Das war auch der Mutter Gedanke. Sie nahm Ella bei der Hand und eilte nach dem Gehölz hinauf, so sehr, wie sie in ruhigen Zeiten nicht zu eilen vermocht hätte. Fräulein Hohlweg lief hinter ihnen her, sie wußte vor Angst kaum mehr, was sie that. Eine Stunde nach der andern verging. Nach allen Seiten hin liefen suchende Frauen und Kinder, aber keine Spur von Rita wurde entdeckt. Es war Nacht geworden.

Frau Feland, Ella immer festhaltend, war bis jetzt kreuz und quer durch Gebüsch und Gesträuch umhergelaufen, sie konnte nicht mehr. Sie kehrte mit Ella nach der Woh-

nung zurück und fiel hier völlig zusammen. Fräulein Hohlweg, die ihr auf Schritt und Tritt gefolgt war, stand ratlos da und sah aus, als wäre auch sie dem Umfallen nahe. Ella saß still weinend neben der Mutter.

Jetzt kehrte Herr Feland zurück. Als er von seiner Frau in wenigen Worten vernommen hatte, was vorgefallen war, trug er sie vor allem hinauf in die Schlafkammer und empfahl ihr, völlig ruhig zu bleiben, er werde alles thun, das Kind aufzufinden. Auch Fräulein Hohlweg und Ella sollten zur Ruhe gehen; sobald Rita gefunden war, sollten sie davon in Kenntnis gesetzt werden.

Nun ging Herr Feland nach dem Häuschen des Martin hinüber, denn auch sein erster Gedanke war, Rita sei mit dem neuen Freunde von gestern ausgezogen. Martin trat eben aus der Hausthür; er hatte schon gehört, daß ein Kind verloren sei, und wollte eben kommen, um suchen zu helfen. Auf Herrn Felands Fragen erzählte er ihm, wie er vom frühen Morgen an mit Frau und Kindern fort gewesen sei, das Töchterchen also gar nicht von ihnen gesehen worden war.

Herrn Felands Gedanke war nun, Rita sei allein ausgezogen, entweder, wie sie ihm selbst vorgeschlagen, irgendwo gegen die Felsen hinauf oder tief in den Wald hinein. Er ordnete nun sogleich an, Martin solle alle Männer der Nachbarschaft herbeiholen, sie mit guten Laternen versehen, und dann sollten die einen gegen die Felsenhöhen hinauf=

steigen und überall herumsuchen, die anderen das Gehölz nach allen Richtungen durchstreifen. Diesen letzteren wollte Herr Feland selbst sich anschließen, und er war entschlossen, das Suchen fortzusetzen, bis sein Kind gefunden sei. So zogen die Männer in die Nacht hinaus, und Frau Feland hörte, wie eine Stunde nach der andern drunten an der alten Wanduhr schlug; aber so langsam, so schleichend ging die Nacht dahin, wie Frau Feland noch keine in ihrem Leben durchwacht hatte. Sie schloß kein Auge. Bei jedem fernen Ton, der an ihr Ohr drang, fuhr sie empor und sagte sich: „Nun kommen sie und bringen das Kind! Aber wie, lebend oder tot?“ Aber sie kamen nicht. Von Zeit zu Zeit kam Ella leise herübergetrippelt; sie wollte sehen, ob die Mutter schlafe, denn auch sie konnte vor Angst keine Ruhe finden. Wenn sie dann auch die Mutter wieder wachend fand, bat sie immer wieder: „O, Mama, wollen wir nicht noch einmal beten, daß der liebe Gott die Rita beschütze und bald heimbringe?“ Das wollte die Mutter jedesmal gern, und Ella kniete dann an ihrem Bette nieder und betete und flehte zum lieben Gott, daß er doch Rita vor allem Unglück behüten und dem Papa den Weg zu ihr zeigen wolle. Dann ging Ella wieder still in ihre Kammer zurück.

Die Nacht verging. Schon stieg die Sonne strahlend hinter den Bergen empor und leuchtete auf Wald und Wiesen, als hätte sie lauter Freude zu verkünden.

Frau Feland sank erschöpft auf ihre Kissen zurück. Endlich überwand die Müdigkeit Kummer und Sorge; ein leiser Schlummer entrückte die geängstete Mutter für kurze Zeit der qualvollen Ungewißheit und Erwartung.

Kapitel V.

Am andern Morgen.

Bleich und verstört schritt Herr Feland durch den goldenen Morgenschein seiner Wohnung zu, und an seinen Kleidern war's zu sehen, daß er durch viele Dornen und stechendes Gestrüpp gedrungen war. Frau Feland hatte gleich seinen Tritt gehört und angstvoll rief sie: „Bringst du das Kind?“ Er trat näher, setzte sich an ihr Bett, legte den Kopf in seine Hände und sagte fast tonlos: „Ich komme allein. Ich kann nicht mehr hoffeu, nicht mehr denken. In welchem Zustande werden wir das Kind nach der langen Nacht wiederfinden, ganz oder halb tot?“

„O nein, Papa“, rief Ella schluchzend, die leise herzugekommen war, „der liebe Gott hat gewiß unsere Rita beschützt; Mama und ich haben ihn in der Nacht so viel darum gebeten.“

Der Vater stand auf. „Wir haben die ganze Nacht das Gehölz nach allen Richtungen durchzogen, da kann das Kind nicht sein; nun wollen wir zu den Schluchten des Waldbaches hinuntersteigen.“

Mit zitternder Stimme hatte der Vater diese Worte gesprochen; die Vermutung, das Kind sei in den wilden Waldbach gestürzt, wurde ihm immer mehr zur Gewißheit. Herr Feland hatte angeordnet, den Männern bei Martin ein gutes Frühstück zu bereiten, dann sollten sie alle weiter suchen helfen. Nun es hell war, konnte man auch besser in die Schluchten und Tiefen hinabsteigen. Als Herr Feland bei Martin eintrat, saßen die Männer noch am Tisch und besprachen eifrig, was nun zu thun sei. Der Seppli stand neben seinem Vater und sperrte Augen und Ohren weit auf.

Herr Feland setzte sich neben Martin. Eine Stille trat ein, denn alle sahen es ihm an, wie groß Angst und Kummer in seinem Innern waren. Plötzlich sagte der Seppli trocken: „Ich weiß schon, wo sie ist."

„Mußt nicht so unnütz reden, Seppli", verwies ihm der Vater in seiner sanftmütigen Weise, „du warst ja oben beim Heuen, wie sie sich verlaufen hat, du kannst nichts davon wissen."

Herr Feland fragte nach Seilen und anderen notwendigen Dingen, und während darüber verhandelt wurde, sagte Seppli halblaut, aber ganz hörbar: „Ich weiß doch, wo sie ist."

Herr Feland stand auf, faßte ihn bei der Hand und sagte freundlich: „Junge, sieh mich an und sag mir's recht: weißt du etwas von dem Kinde?"

„Ja", war die kurze Antwort.

„So sprich doch, Junge! Hast du das Kind gesehen? Wo ist sie hingegangen?“ fragte Herr Feland in wachsender Aufregung.

„Ich will's zeigen“, antwortete der Seppli und ging der Thür zu. Alle standen auf; sie sahen einander an. Keiner wußte, ob Ernst gemacht werden sollte mit dem unnützen Gang. Herr Feland aber ging ohne Zögern dem Buben nach.

„Seppli, Seppli“, sagte der Vater Martin warnend, „ich meine fast, du versprichst, was du nicht halten kannst.“

Der Seppli aber trottete fest weiter, Herr Feland folgte, die Männer kamen zögernd nach.

Als der Junge dem Gehölz zusteuerte, standen sie still und einer sagte: „Es ist ja ganz unnütz, dahin dem Buben zu folgen; wir haben alle Plätze durchsucht und nichts gefunden. Wir gehen nicht.“ Martin berichtete das Herrn Feland, und daß er selbst dem Buben nicht traue. Seppli marschierte indes immer zu, und auch Herr Feland und Martin entschlossen sich zu folgen. Seppli wanderte unentwegt weiter in das Gehölz hinein; plötzlich bog er links gegen die alten Tannen, wo man bald etwas Rotes durchschimmern sah. Der Seppli steuerte gerade darauf los, mitten durch Gestrüpp und stechende Distelbüsche bis zu einem lichten Plätzchen, wo mehrere große Büsche hintereinander standen, alle mit roten Blumen bedeckt. Hier stand er still und schaute ein wenig verblüfft umher. Er hatte

offenbar erwartet, Rita da zu finden. Dann setzte er entschlossen seinen Weg fort. Die Blumenbüsche wurden seltener, aber immer größer. Bei jedem stand der Seppli einen Augenblick still und schaute rundum, dann ging er weiter, immer nach links.

„Nein, Seppli, jetzt geht's nicht weiter", rief der Vater, „dort kommen wir an die große Felswand."

Aber in demselben Augenblick schimmerte es wie Feuer durch die Bäume; die Sonne glühte auf einem über und über mit den roten Blumen bedeckten Strauch. Der Seppli lief schnell darauf zu, war dann aber dicht an der Felswand, die schroff und steil in den tiefen Abgrund führte. Seppli guckte rundum und über die Blumen den Felsen hinab. Dann kehrte er sich um. Herr Feland stand hoffnungslos hinter ihm: der Weg hörte auf, und das Kind war nicht gefunden! Martin faßte den Buben bei der Hand und wollte ihn von der gefährlichen Stelle zurückziehen, da sagte der Seppli in seiner trockenen Weise: „Da unten liegt sie." Herr Feland stürzte vor, beugte sich über den Abgrund — eine Totenblässe überzog sein Gesicht; er trat zurück, am nächsten Baum mußte er sich festhalten, so zitterten ihm die Kniee. Er winkte Martin. Dieser hielt den Seppli noch fest an der Hand. Jetzt trat er an den Rand und schaute in die Tiefe. Hier und da hing einiges Gebüsch am Abgrund; schon in einer schauerlichen Tiefe hatte der Fels einen kleinen Vorsprung wie eine schmale Platte.

Hier lag, ganz an den Felsen angeschmiegt, regungslos ein kleines Wesen, das Gesichtchen an den Stein gedrückt.

„Gott im Himmel, es ist wahr, da liegt sie!“ sprach Martin erschüttert, „aber ob lebendig oder —“; er sprach das Wort nicht zu Ende, ein Blick auf Herrn Feland schloß ihm die Lippen. Dieser sah aus, als könnte er selbst gleich tot hinfallen. Doch er faßte sich.

„Martin“, sprach er tonlos, „es ist keine Zeit zu verlieren; eine Bewegung, und das Kind liegt im Abgrund. Wer steigt hinunter? Wer holt es?“

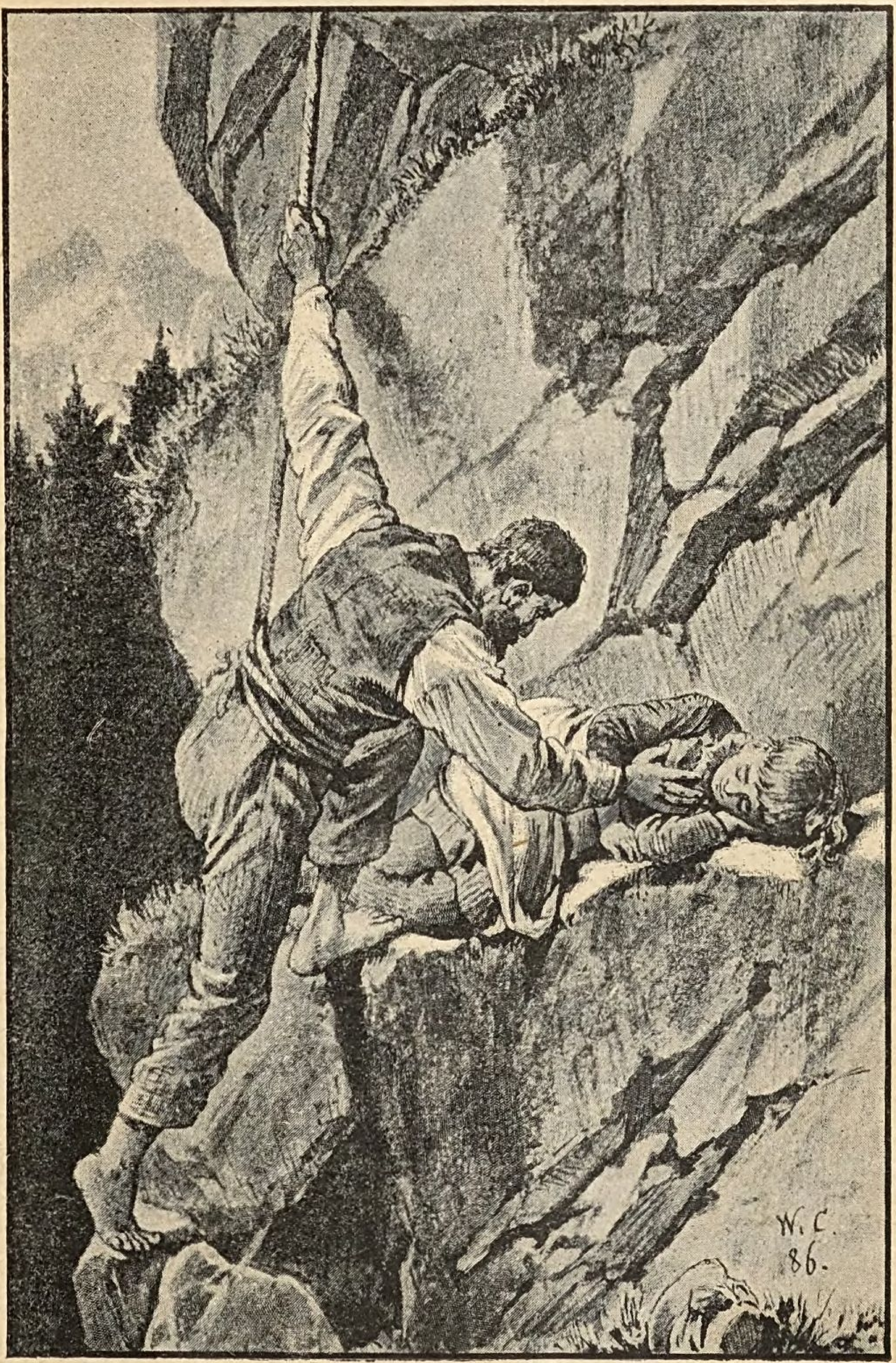
Die anderen Männer kamen jetzt auch herzu; hoffnungslos aber neugierig waren sie dem kleinen Führer doch noch gefolgt Auch sie schauten jetzt, einer nach dem andern, die Felswand hinunter.

„Hört, ihr Männer“, sagte Herr Feland mit bebender Stimme, „es ist kein Augenblick zu verlieren. Wer will es thun? Wer hilft, wer wagt es?“

Die Männer blickten einander an, alle jedoch blieben stumm. Einer trat wieder an den Rand, schaute hinunter, kehrte dann um, zuckte die Achseln und ging fort.

„Wenn man nur bestimmt wüßte, daß sie noch lebendig ist“, sagte ein anderer. „Aber man wagt sein Leben, und vielleicht nur, um ein Totes zu holen.“

„Wer weiß, ob das Kind nicht lebt“, rief Herr Feland fast außer sich, „und wenn es sich bewegt, ist es unrettbar verloren! O, ist es nicht möglich?“



Spyri, Kurze Gesch. I. S. 225.

„Es wäre schon lange unten, wenn es noch lebte, so still liegt keines“, sprach einer. „Und, Herr, wenn man dort hinabrollt, dann hilft auch der beste Lohn nichts mehr.“

Achselzuckend trat einer nach dem andern zurück. Herr Feland schaute verzweifelnd um sich. Es war keine Aussicht mehr auf Hilfe. „Ich will es selbst thun“, rief er wie außer sich, „sagt mir nur, wie?“

Jetzt trat Martin zu ihm heran.

„Nein, Herr“, sagte er ruhig, „das geht nicht, dann sind beide verloren, das ist sicher. Aber ich will's thun mit Gott. Ich habe auch solche Kleinen, ich weiß, wie es dem Herrn zumut' sein muß.“ Schon ehe er geredet, hatte er das große Seil an dem Stamm der alten Tanne festgemacht; denn er hatte beschlossen, das Kind dem Vater heraufzuholen, sei es nun tot oder noch lebendig. Jetzt nahm er seine Mütze ab, betete leise, faßte fest das Seil und glitt die Felswand hinab.

Er kam bei der schmalen Felsplatte an; mit der Linken hielt er mit aller Kraft das Seil, mit den bloßen Füßen suchte er sich an dem Felsen festzuklammern, um mit der Rechten das Kind erfassen und heben zu können. Leise, leise nahte er, denn war das Kind am Leben und erschrak vor ihm — nur eine rasche Bewegung, und noch im letzten Augenblick war es verloren. Es lag ohne Regung da. Martin bückte sich und legte seine breite, feste Hand auf das Kind. In demselben Augenblick wollte es sich rasch

umwenden und wäre dann unrettbar hinabgestürzt. Aber Martins Hand lag fest auf ihm. Den Kopf konnte es umdrehen; ein paar große, verwunderte Augen schauten den Mann an.

„Gott sei Lob und Dank!" sagte Martin tief aufatmend. „Sag du auch so, Kleines, wenn du noch reden kannst!"

„Ja, ich kann schon noch reden! Gott sei Lob und Dank!" sagte das Kind mit ganz frischer Stimme.

Martin schaute in höchster Verwunderung auf das völlig unverletzte Kind.

„Du mußt unserm Herrgott besonders lieb sein, an dir hat er Wunder gethan; das mußt du dein Lebtag nicht vergessen, Kleines", sagt er andächtig. Dann hob er mit seiner festen Rechten das Kind zu sich empor. „So, nun mußt du mich mit beiden Armen um den Hals fassen, aber recht fest, so, wie wenn ich der liebe Papa wäre, denn siehst du, ich kann dich nicht halten; ich habe mit beiden Händen genug zu thun, daß wir hinaufkommen."

„Ja, ja, ich will schon festhalten", versicherte Rita und umklammerte den Martin so fest, daß er kaum atmen konnte. Aber wie froh war er!

Er begann nun die Felswand hinaufzuklettern. Es war keine leichte Arbeit; das Blut lief ihm von Händen und Füßen herunter. Zuweilen mußte er einen Augenblick ausruhen. Oben standen Herr Feland und die Männer und schauten mit angehaltenem Atem hinunter, wie der Mann

über dem Abgrund schwebte. Wird er die Anstrengung aushalten? Wird er heraufkommen? Oder wird ihn die Kraft verlassen? Wird er ausgleiten und mit dem Kinde in die dunkle Tiefe stürzen?

Näher und näher kamen sie — nur noch das letzte, furchtbar steile Felsstück — da —

„Gott sei gedankt!" rief atemlos Martin, als er den letzten Schritt über den Rand that. Er nahm das Kind von seinem Halse und legte es dem zitternden Vater in die Arme.

Herr Feland mußte sich setzen. Er hielt sein Kind und schaute es stumm an, als könnte er sein Glück noch nicht fassen.

„O, Papa, ich bin so froh", sagte Rita und schlang beide Arme liebkosend um seinen Hals. „Aber ich wußte wohl, daß du mich am Morgen holen würdest."

Martin war an die Seite getreten; mit gefalteten Händen schaute er auf Vater und Kind, und vor Freude fielen ihm jetzt die Thränen über das gebräunte Gesicht herab. Seppli hatte sich an ihn geschmiegt und hielt ihn fest, denn er hatte begriffen, daß der Vater in großer Gefahr gewesen.

Jetzt trat Herr Feland, sein Kind auf dem Arm, zu Martin heran. Er streckte dem Retter seine Hand entgegen: „Ihr begreift es wohl, Martin, daß ich jetzt erst thue, was ich zu allererst hätte thun sollen", sprach er mit bewegter Stimme. „Ich danke Euch, wie nur einer danken kann, dem

das Leben wiedergegeben ist. Ich vergesse es nie, daß Ihr Euer Leben daran gewagt habt, mein Kind zu retten."

Die beiden Männer drückten einander die Hände, und Martin sagte treuherzig: „Es ist mir ein schöner Lohn, daß ich Euch das Kleine so ohne Schaden zurückbringen konnte."

„Ich seh' Euch heute noch einmal, jetzt müssen wir zur Mutter", sagte Herr Feland und trat, seine Kleine fest im Arm haltend, den Rückweg an. Martin, seinen Seppli an der Hand, und die anderen folgten.

Wie sie nun so zusammen durch den Wald gingen, sagte Martin zu seinem Buben: „Jetzt sag mir, Seppli, wie wußtest du, daß das Kleine sich gerade dahin verlaufen hatte?"

„Weil sie zu den roten Blumen wollte", erwiderte Seppli.

„So? Aber wie wußtest du denn, daß sie gerade dort bei dem Felsen sein konnte?"

„Weil sie nicht beim ersten Busch war, so war sie weiter gegangen, weil dann immer noch schönere Blumen kommen, und der allerschönste Busch ist zuletzt am Felsen. Aber ich wußte nicht, daß sie hinabgefallen war", berichtete der Seppli.

Jetzt war Herr Feland bei seiner Wohnung angekommen. Er trat ein und öffnete die Thür des Schlafzimmers. Ella saß noch am Bette und hielt die Hand der Mutter

fest. Diese lehnte erschöpft ihren Kopf in die Kissen, die Augen waren geschlossen. Herr Feland trat herzu und setzte Rita mitten auf das Bett der Mutter.

„Guten Morgen, Mama! Hast du auch gut geschlafen?" rief Rita ganz fröhlich, so wie sie jeden Morgen that, wenn sie kam, die Mutter zu umarmen. Diese öffnete die Augen und starrte ihr Kind an Dann plötzlich faßte sie es, drückte es mit aller Macht an ihr Herz, und Thränen unsäglicher Freude strömten ihr aus den Augen. Sie konnte kein Wort sprechen, nur immerfort dem lieben Gott danken in ihrem Herzen.

Ella hielt die kleine Schwester fest bei der Hand und sagte immer wieder: „Bist du wieder da, Rita? Wo warst du denn die ganze Nacht so allein?" Allmählich berichtete der Vater, wie und wo er Rita gefunden, und wie Martin sein Leben gewagt, um das Kind zu retten. Ein Schauer überlief die Mutter bei der Schilderung. Sie drückte das Kind noch einmal fest an sich, als sie sich die furchtbare Gefahr vorstellte, in der es die ganze Nacht hindurch geschwebt hatte.

„O, hast du dich denn nicht fast zutode gefürchtet?" fragte Ella, die vor Mitleid immerfort mit den Thränen kämpfte.

„O nein, ich habe mich nicht gefürchtet", berichtete Rita fröhlich. „Jetzt will ich erzählen, wie es gegangen ist. Zuerst wollte ich zu Papa hinein und ihn fragen, ob ich jetzt mit dem Seppli zu den roten Blumen gehen dürfe. Aber

der Papa war fort. Da dachte ich, er würde mir es wohl erlauben, weil ich doch schon gestern so gern gehen wollte und dann nicht durfte, und dann ging ich zu Seppli. Aber der war auch fort. Da dachte ich, die roten Blumen finde ich schon allein, der Seppli hat mir ja gesagt, wo man hingehen muß. Dann bin ich in den Wald hinaufgegangen, habe aber lange, lange gesucht und sie nicht gefunden. Aber auf einmal habe ich einen roten Schimmer gesehen hinter den Bäumen und ich bin hingelaufen. Zuerst waren aber nur wenig Blumen und nicht sehr schön rot, aber der Seppli hatte gesagt, man müsse ins Gehölz hineingehen und dann immer weiter. Da ging ich immer noch weiter und es kamen immer mehr Blumen, und zuletzt kam ein großer, großer Busch mit so viel schönen, roten Blumen; die leuchteten so prachtvoll und ich wollte sie alle, alle haben, und da bin ich auf einmal hinuntergefallen und auf einem Stein liegen geblieben. Aber er war nur schmal, und darum bin ich ganz nahe an den Felsen herangerückt und habe gedacht: ich will nur ganz still liegen, der Papa kommt dann schon und holt mich. Aber dann wurde ich müde — und es ist auch schon ein wenig Nacht geworden —, und ich habe gedacht, jetzt muß ich gewiß schlafen, und am Morgen kommt dann der Papa und holt mich. Dann habe ich gedacht, jetzt muß ich noch beten, daß mir der liebe Gott die Engelein schickt, daß sie mich beschützen, wenn ich schlafe, und ich habe gebetet:

‚Breit aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein!
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzet sein.‘

Dann habe ich ganz gut geschlafen, bis der Mann kam, und ich wußte gleich, daß ihn der Papa geschickt hat.“

Mit Beben war die Mutter der Erzählung gefolgt. Der Vater konnte seine Freude daran nicht verbergen.

„Aber nun geht meine kleine Heuschrecke keinen Schritt mehr allein“, sagte er jetzt in so ernstem Ton, als er ihn in der Freude seines Herzens finden konnte.

Die Mutter aber hatte noch nicht gehört, wer die Suchenden endlich auf die richtige Spur geführt hatte; sie wollte aber alles genau wissen. Nun fiel dem Vater der Seppli ein, und daß dieser eigentlich der erste gewesen, der Rita aufgespürt hatte.

„Den braven Jungen müssen wir besonders bedenken“, sagt er, und Rita, die diesen Gedanken gleich mit Enthusiasmus erfaßte, strebte sofort vom Bett herunter, um die Sache gleich auszuführen.

Was aber sollte die Belohnung für Seppli sein? Was konnte sie ihm auf der Stelle bringen?

„Er soll einmal einen großen Wunsch thun“, sagte der Vater, „wir wollen sehen, was sein Herz erfreuen könnte.“

„Kann ich gleich zu ihm?“ fragte Rita eilig.

Der Papa wollte mitgehen, um gleich mit Vater Martin zu sprechen und auch die andern Männer zu belohnen. Rita hüpfte vor Freude durch die ganze Stube; sie war voll großer Gedanken für den Seppli.

„Aber, Papa, wenn er sich eine Menagerie wünscht, mit den allergrößten Tieren, die es giebt?“ fragte sie.

„Dann bekommt er sie“, war die bestimmte Antwort.

„Aber, Papa“, folgte gleich darauf wieder, „wenn er sich einen Türkenanzug wünscht und einen krummen Säbel dazu, wie Vetter Karl ihn hat?“

„Bekommt er ihn auch!“ war die Antwort.

„Aber, Papa“, ging es weiter, „wenn er eine ganz große Festung wollte und zwölf Schachteln voll Soldaten, wie Karl hat?“

„Bekommt er sie!“ erwiderte noch einmal der Vater.

Jetzt schoß Rita auf Seppli zu, der vor der Hausthür stand.

„Komm, Seppli“, rief sie, „jetzt kannst du dir das Allerschönste wünschen, was es giebt.“

Der Seppli schaute die Rita mit gerunzelter Stirn an; es war, als ob ihre Worte etwas, das ihm schwer auf dem Herzen lag, wieder geweckt hätten. Endlich sagte er niedergeschlagen: „Das nützt nichts.“

„Doch freilich, das nützt“, erwiderte Rita; „weil du mich gefunden hast, kannst du wünschen, was du willst, und du bekommst es; der Papa hat es gesagt. Jetzt denk einmal recht nach und dann sag etwas.“

Allmählich schien Seppli die Sache zu begreifen. Er schaute Rita noch einmal prüfend an, ob es auch wirklich im Ernst gemeint sei; dann holte er tief Atem und sagte: „Eine Geißel mit einem gelben Zwick.“

„Nein, Seppli, das ist gar nichts“, erwiderte Rita ganz unwillig, „so etwas mußt du nicht wünschen. Denk noch einmal nach, was das Allerschönste ist, und das mußt du wünschen.“

Seppli sann gehorsam nach, holte noch einmal tief Atem und sagte: „Eine Geißel mit einem gelben Zwick.“

Jetzt trat Herr Feland mit den Männern aus dem Hause; diese entfernten sich unter vielen Danksagungen, Martin blieb unter der Thür stehen.

„Euch habe ich noch nichts angeboten, Martin“, sprach Herr Feland. „Euch möchte ich meine Dankbarkeit vorerst in einer Weise darthun, die Euch eine rechte Freude macht. Sagt, habt Ihr irgendeinen besonderen Wunsch?“

Martin drehte seine Mütze ein wenig in den Händen herum, dann sagte er zögernd: „Ich habe schon lange einen großen Wunsch, aber den darf ich nicht sagen; nein, nein er hätte mir nicht in den Sinn kommen sollen.“

„Sagt ihn frei heraus“, ermunterte Herr Feland, „vielleicht kann ich helfen.“

„Ich habe immer gedacht“, fuhr Martin zögernd fort, „wenn ich es nur einmal so weit bringen könnte, wie mein Nachbar drüben, daß ich auch daran denken dürfte, eine

Kuh zu kaufen. Ich habe ziemlich viel Heu und könnte dann ohne Sorgen meinen Haushalt durchbringen."

„Es ist gut, Martin", sagt Herr Feland, „wir sehen uns wieder." Dann nahm er Rita bei der Hand und schlug mit ihr den Rückweg ein.

„Und was wünscht denn dein Freund Seppli?" fragte er.

„O, der ist dumm", rief Rita, „er will nur eine Geißel mit einem gelben Zwick! Ist ja gar nichts."

„Doch, doch, das ist etwas", versicherte der Papa. „Siehst du, jedes Kind hat seine eigenen Freuden; dem Seppli wird eine solche Geißel gerade dieselbe Freude machen, wie dir die allerschönste Puppenstube."

Auf diese Erklärung hin gab sich Rita zufrieden und konnte nun kaum erwarten, daß das Gewünschte ankomme.

Am folgenden Tage hatte Herr Feland eine Reise ins Thal hinunter zu machen. Rita wußte wohl, warum, und hüpfte vor Freude den ganzen Morgen lang. Der Papa ging aber nicht, ohne seiner kleinen „Heuschrecke" einzuschärfen, daß sie keinen Schritt allein vom Haus weggehen dürfe, und Fräulein Hohlweg erhielt strenge Anweisung. Diese hatte aber in der Schreckensnacht solche Angst ausgestanden, daß die Ermahnung nicht notthat. Sie hatte im Gegenteil im Sinn, von jetzt an kein Auge mehr von Rita abzuwenden, was ihr aber doch zu schwer werden mochte.

Zwei Tage darauf, als Martin sich gerade mit den Seinen an den Tisch zu den dampfenden Kartoffeln gesetzt

hatte, ertönte vor dem Häuschen ein starkes Gebrüll — noch einmal und zum drittenmale!

„Dem Kaspar muß seine Kuh fortgelaufen sein", sagte Martin und stand auf, um sie einzufangen. Das mußte Seppli auch sehen! Eilig lief er dem Vater nach, das Martheli, der Friedli und das Betheli folgten und hinter ihnen die Mutter, um alle wieder zurückzuholen.

Draußen aber stand Vater Martin in regungslosem Staunen, und alle andern neben ihm sperrten die Augen weit auf. Die Mutter aber, die jetzt hinzukam, schlug die Hände zusammen und konnte vor Verwunderung kein Wort hervorbringen. Am Hause angebunden stand eine glänzend braune Kuh, so groß und prächtig, wie nur hier und da bei den reichen Bauern eine zu sehen war. An dem einen Horn war eine große Peitsche befestigt, die hatte eine weiße feste Lederschlinge mit einem dicken, seidenen Zwick daran; der flimmerte wie Gold in der Sonne!

An den Peitschenstiel war ein Papier gebunden, darauf stand mit großen Buchstaben: „Für den Seppli."

Martin nahm die Peitsche herunter und gab sie dem Buben. „Sie ist dein", sagte er.

Seppli hielt seine Geißel in der Hand: das Schönste und Herrlichste, was er sich denken konnte, war sein Eigentum! Und dazu war noch eine Kuh da, die konnte man auf die Alp treiben und dazu mit der Geißel knallen, wie der Jörg und der Chäppi!

Seppli erfaßte mit strahlenden Augen seine Geißel, umarmte sie und hielt sie so fest, als wollte er sagen: „Keine Macht der Erde kann mich davon trennen!“ Martin und seine Frau konnten nicht genug das prächtige Tier anschauen; daß es ihnen aber gehören sollte, kam ihnen wie ein Wunder vor.

Endlich sagte Martin: „Sie brüllt, weil sie die Milch hergeben will. Seppli, hol die Becken, heute wollen wir es uns wohl sein lassen.“

Zwei große Becken voll der schäumenden, frischen Milch wurden gefüllt und zu den Kartoffeln auf den Tisch gestellt, dann begleiteten alle im Triumphzug die Braune nach dem Stall.

Drüben vor dem Nachbarhäuschen stand Herr Feland mit seinen Kindern; sie wollten zuschauen, wie die Braune empfangen werde; auch mußte Rita durchaus wissen, welchen Eindruck die Geißel machen würde, die sie selbst mit den großen Buchstaben für den Seppli bezeichnet hatte.

Als Frau Feland sich von den großen Aufregungen erholt hatte, wanderte die ganze Familie nach der Felsenwand hinauf, um noch einmal dem lieben Gott aus vollem Herzen an dem Orte selbst Lob und Dank zu sagen, wo er seine schützende Hand so sichtbar über das Kind gebreitet hatte.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Geschichten für Kinder wie auch für solche, welche Kinder lieb haben

Bd.: 1,1

1896